

## 4 Die Kritik am engen Naturschutzverständnis

### Dynamik statt Konservierung – gestalterische und ›ökologische‹ Lösungsversuche

---

Gegen die erfolgreiche Etablierung der Landschaftsplanung als verwissenschaftlichte und verrechtlichte Planungsdisziplin sowie gegen den im engeren Sinne als ökologisch verstandenen Naturschutz regte sich schon in den 1950er Jahren Widerstand von Seiten der Landschaftsarchitektur. Deren Position wurde – wie bereits erwähnt – zunächst vor allem von Mattern vertreten, der erneut das Thema einer sinnvollen Verbindung von Tradition und Fortschritt aufbrachte und darauf beharrte, dass die Landschaftsgestaltung eine konkret objektbezogene Gestaltungs- und Bauaufgabe in kultureller Verantwortung sei. Matterns Kritik am Naturschutz im engeren Sinne drückte ein Unbehagen aus, das auch heute im Zusammenhang mit dem Arten- und Biotopschutz immer wieder artikuliert wird, wenn nämlich beklagt wird, der Naturschutz ignoriere wegen seines engen Aufgabenverständnisses zeitgemäße menschliche Bedürfnisse. Mattern wendet sich in dem folgenden Zitat auch dagegen, Naturschutz allein auf die Gesetzgebung zu gründen, weil Gesetze seiner lebensphilosophischen Überzeugung nach ›tote‹ Abstraktionen vom konkreten, schöpferischen Leben seien.<sup>1</sup>

»Vereinzelt bemühen sich Menschen oder einige Berufsgruppen oder auch einige gesetzgebende Institutionen, Einzelheiten in der Landschaft zu retten, sie zu schützen oder vor weiterem Ausrotten zu bewahren. Wir müssen uns heute ernstlich fragen, ob mit diesen Maßnahmen Wesentliches erreicht werden kann – ob mit einer Gesetzgebung neue organische Zusammenhänge geschaffen werden können. Vorerst werden durch die an sich sehr nützlichen Gesetze des Naturschutzes und des Landschaftsschutzes mehr oder weniger reizende Oasen geschaffen. Aber genau genommen werden Inseln des Naturschutzes gebildet: verlandende Seen in ihrer Verlandungsentwicklung fixiert, saure Wiesen um einiger seltener Vögel oder wegen Resten natürlicher Pflanzengesellschaften

---

1 Dieser, auch für Migge zentrale lebensphilosophische Kontext soll hier nicht weiter behandelt werden. Vgl. dazu ausführlich Körner (2001b, Kap. 3 und Kap. 6 in diesem Buch).

aus dem lebendigen Zusammenhang mit der Umgebung genommen. [...] Wir müssen versuchen, die reproduktiven Begriffe im Naturschutz zu verändern. Alle Werte, die in sich lebendig sind, bedürfen des Schutzes nicht. Aber alle Werte verlangen ihre Entwicklung zu immer neuer Fruchtbarkeit. Schutz bietet man immer schwachen Situationen, Schutz – also auch Naturschutz – ist eine negative Tätigkeit. Eine dynamische Angelegenheit wie der Begriff Heimat hat es nicht nötig, geschützt zu werden. Sie muß immer wieder erkannt und mit neuem Sinn erfüllt werden, aber darf nie verzärtelt oder unter abhängige Aufsicht gestellt werden. Auch Tradition im Sinne von festgelegten Erfahrungswerten kann nur ihre Berechtigung haben, so sie Trägerin lebendiger Aufgaben ist. Tradition ist statisch – Heimat ist dynamisch.« (Mattern 1950, 138)

Mattern verortet sich also selbst in der schöpferischen Tradition des Heimatschutzes als kulturell bewusstes Fortschritts- und Gestaltungsprogramm. Der Begriff der Tradition bedeutet bei ihm zweierlei: Zum einen ist Tradition *Kulturtechnik*, die das überlieferte praktische Wissen der Landnutzung darstellt. Sie ist immer wieder mittels der Entwicklung zeitgemäßer Technologien zu revolutionieren. Aus dieser fortschrittlichen Komponente folgt Matterns Kritik am musealisierenden Charakter des Naturschutzes, der nur historisch überkommene Formen der Landschaft als Ausdruck vergangener Nutzungsformen und damit -techniken schütze. Zum anderen bedeutet Tradition *überlieferte Werte*, die in klassisch-konservativer Manier als naturgegebene und damit zeitlos gültige aufgefasst werden. In diesem Sinne ist Kultur, wie üblich, das immer regional differenzierte organische Verhältnis von ›Land und Leuten‹ und Urgrund des Seins. Daraus folgt auch bei Mattern die Ablehnung der kapitalistischen Gesellschaft als abstrakt und unschöpferisch. Im Gegenzug wird die Bedeutung der Familie als Ort idealen Gemeinschaftslebens, d.h. als Kern des konkreten Lebens hervorgehoben (vgl. Mattern 1964, 125).

Mattern erneuert das Programm einer schöpferischen Landschaftsgestaltung, indem er insbesondere auf deren künstlerisch-bauenden Aspekt besteht, auch wenn er nicht vom künstlerischen Individuum als treibende Kraft spricht, sondern dem Zeitgeist der 1970er Jahre gemäß vom »Planer« oder vom »Kordinator« (Mattern 1972, 351). Die Betonung des Künstlertums hat neben dem allgemeinen gestalterischen Charakter dieses Programms in der konkreten historischen Situation vor allem auch den Sinn, das landschaftsgestalterische Aufgabenverständnis von der nationalsozialistischen Landespflege und deren dynamischem Kulturbegriff abzugrenzen, indem die individuelle Autonomie und Verantwortlichkeit des Gestalters im Gegensatz zu seiner Einbettung in das Volkstum betont wird. Dies ist erforderlich, weil es im Heimatschutz eine Gemeinsamkeit beider Auffassungen von Landschaftsgestaltung gibt: Mit modernster Technik soll der menschliche ›Lebensraum‹ in seinen regionalen Besonderheiten ausgestaltet werden, um die Heimat neu zu gestalten, ohne jedoch die Tradition zu verletzen. Mattern distanziert sich

daher auf zwei Arten vom nationalsozialistischen Gestaltungsverständnis: Erstens wird – allerdings nur scheinbar – der Tradition keine verpflichtende Vorbildrolle mehr eingeräumt. Damit entfällt vordergründig die Bedeutung der völkischen Eigenart. Die Bindung an Tradition wird ersetzt durch ›vorbildloses Schaffen‹ (vgl. Mattern 1950, 9–10; 1964, 9). Zweitens soll darauf aufbauend durch ein *konsequent individualistisches Gestaltungsverständnis* jedwede politische Vereinnahmung verhindert werden. Deshalb wird auch die Politisierung der Planung abgelehnt. Diese Ablehnung wird durch den Zwang zur intersubjektiven Nachvollziehbarkeit demokratischer Entscheidungen verstärkt – auch wenn dies Mattern im Detail nicht deutlich ist. Dieser Zwang führt dazu, dass planerische Aussagen auf allgemeingültige, vorzugsweise ökologische Gesetzmäßigkeiten zu gründen sind, sodass von der konkreten Eigenart eines Objekts abstrahiert und Individualität durch Universalität ersetzt wird. Die weitere Ausgestaltung des Charakters eines Raumes ist aber die zentrale Basis der Landschaftsgestaltung nicht nur bei Mattern und erfordert eine entwurfliche Herangehensweise im Sinne einer funktionalistischen Gestaltung (vgl. dazu ausführlich Körner 2001b, Kap 3.5).<sup>2</sup> In diesem Modell sorgt der Landschaftsarchitekt mit seiner schöpferischen Potenz dafür, dass sich die Kultur weiterentwickelt.

Auf Seite des Naturschutzes muss anderweitig auf das Problem des konservierenden Arten- und Biotopschutzes reagiert werden. Wurde traditionell mit viel Aufwand die *Sukzession* bekämpft, um die Biotope zu erhalten, wird sie nun zum Ausdruck des obersten Naturprinzips erklärt, gegen das nicht weiter angekämpft werden sollte. Die traditionellen Biotope werden unwichtiger, da sie der Kulturlandschaft entstammen und die Kultur schaffende Rolle des Naturschutzes durch seine Ökologisierung marginalisiert worden ist. Jetzt soll es endlich um die Natur selbst gehen, um ihr ›wahres‹ Wesen, sodass ihre Rückführung in den wilden Urzustand mittels *Verwilderung* zum neuen Leitbild wird. Doch bevor darauf eingegangen wird, soll zunächst die Theorieentwicklung in der Landschaftsarchitektur weiter rekonstruiert werden.

## 4.1 Die kulturalistische Perspektive der Landschaftsarchitektur

### Stadt und ›neue‹ Landschaft als Orte der Kultur

Das Matternsche Planungsverständnis, das er als »*Landschaftsaufbauplanung*« bezeichnete, weil er dem Abbau der Landschaft durch die moderne Lebensweise mit dem Aufbau einer neuen Wohnlandschaft begegnen wollte, konnte sich nicht

---

2 Eine konsequent funktionalistische Gestaltung, die durch die Typisierung eine Form individueller Verallgemeinerung herstellt, hat sich allerdings in der Landschaftsarchitektur nie wirklich durchgesetzt. Migge blieb daher im Fach randständig; vgl. Kap. 6.

gegen den allgemeinen Prozess der Verwissenschaftlichung der Landespflege und des Naturschutzes im Zuge der Demokratisierung von politisch gesteuerter Planung durchsetzen. Erst in der Diskussion um das so genannte Vollzugsdefizit der Landschaftsplanung, die bereits Ende der 1970er Jahre einsetzte und in den 1980er Jahren die Fachdiskussion beherrschte, wurden wieder grundsätzliche Zweifel an dem eingeschlagenen Weg der Verwissenschaftlichung geäußert. So wurde zum einen eine nahezu klassische fundamentale Zivilisationskritik formuliert, der zufolge man sich mit dem Bemühen um Rationalität auf die Ebene derjenigen begeben habe, die die Natur zerstörten, weil sie sie nur unter ökonomischen Nutzungsgesichtspunkten und als nahezu unerschöpfliche Ressource betrachteten. Im Gegenzug forderte man erstmals die Entwicklung einer ökologischen Ethik, die das menschliche Handeln angemessen steuert (vgl. Bierhals 1984). Diese wurde aber erst später im Kontext der Debatte über das Akzeptanzdefizit des Naturschutzes breiter diskutiert (vgl. dazu Nagel und Eisel 2003).<sup>3</sup>

Zum anderen wurde die landschaftsarchitektonische Kritik an der Verwissenschaftlichung wieder laut und im Zuge dessen die Relevanz und die Angemessenheit der rationalen Planung in Frage gestellt. In der Tradition Matterns wurde die Landschaftsgestaltung als ein kulturelles Aufgabenfeld beschrieben, das eine gestalterische Praxis erfordert und die bauliche Ausgestaltung der Natur als Kulturlandschaft weitertreibt, auch wenn von Kulturlandschaft nicht die Rede war. Die neuen Inhalte der Gestaltung ergeben sich nicht mehr vorrangig aus der Idee der Landschaft als einem harmonisch-ganzheitlichen, ländlichen Verhältnis von Kultur und Natur, das traditionell als Notwendigkeit der Einordnung in Volk und Landschaft interpretiert wird, sondern aus dem Ideal einer urbanen, weltoffenen und demokratischen Lebensform, das sich ideengeschichtlich auf das Leben der *civitas* in der antiken Polis zurückführen lässt (vgl. exemplarisch Bappert und Wenzel 1987).<sup>4</sup> Daraus resultiert gewissermaßen eine symbolische Demokratisierung der Landschaftsarchitektur, die dazu führt, dass auch landschaftliche Räume

- 
- 3 Ethische Reflexion führt zwar grundsätzlich in Richtung Gesellschaftstheorie, doch wird hier die notwendige Reflexion oft voreilig abgebrochen, weil das normative Interesse an der Durchsetzung von Naturschutzziele überwiegt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in diesen Theorien nachträglich nach einer wissenschaftlichen Begründung dafür gesucht wird, was auf der Weltbildebene schon längst entschieden ist, nämlich, dass die Natur pauschal schützenswert ist. In einem klassischen naturalistischen Fehlschluss wird ferner mitunter versucht – vor allem im Kontext biozentrischer Argumentationen – aus der Natur Normen abzuleiten
- 4 Dazu ausführlich Kap. 1.3.1. Formal ergibt sich eine Einbindung der Landschaftsarchitektur in demokratische Verfahren der Willensbildung, insofern die Entscheidung über die Ausführung eines Entwurfs gewöhnlich in einem Wettbewerbsverfahren gefällt wird, bei dem von einem Preisgericht nicht nur die technische Problemlösung, sondern vor allem auch die Originalität der Gestaltung ausgezeichnet wird.

zunehmend unter städtischer Perspektive betrachtet werden. Das professionelle Gestaltungsobjekt ist daher neben der Stadt nicht mehr die traditionelle, ländliche Kulturlandschaft, sondern es sind *urban-industriell* geprägte Räume. Diese symbolische Neuorientierung wird auf der empirischen Ebene dadurch gestützt, dass zum einen städtische Agglomerationen zunehmend der Lebensort des überwiegenden Anteils der Bevölkerung sind (vgl. Kienast 1992) und zum anderen die Landschaften unaufhaltsam verstädtern, sodass in der Stadtplanung auch eine Diskussion über die Zwischenstadt als neuer Stadttypus entstand (vgl. Sieverts 1997).

Durch die Abkehr von der Verwissenschaftlichungsstrategie lebten die alten Spannungen zwischen Naturschutz im engeren und weiteren Sinne wieder auf und führten an allen deutschen Universitäten zu inhaltlichen Differenzen zwischen naturschutzorientierter Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur.<sup>5</sup> Sowohl bei dieser Debatte als auch bei der über die Zwischenstadt blieb zunächst offen, welche Rolle die Kulturlandschaft in der modernen Gesellschaft spielen und welche Gestalt sie künftig haben soll. In der üblichen Auffassung wird das Urbanitätsideal durch die *traditionelle europäische Stadt*, d.h. durch die geschlossene und auf ein Zentrum ausgerichtete Siedlungskonzentration verkörpert, die sich von der umgebenden Landschaft abgrenzt und dennoch als Marktplatz und Produzent von Gütern sowie als Abnehmer von landwirtschaftlichen Produkten mit ihr verbunden ist. Doch gilt dieses Ideal wegen der faktischen Verstädterungstendenzen als überholt. Diese sollen daher nicht mehr als Landschaftszerstörung verurteilt, sondern, wie wir noch sehen werden, nüchtern als Ausdruck einer neuen pluralistischen Lebensform angesehen werden. Der Preis dieser stadtfreundlichen Neuorientierung der Landschaftsarchitektur war die Vernachlässigung ländlicher Räume, die es schon allein als Standorte agrarischer Produktion weiterhin geben wird. Mit ihnen beschäftigt man sich in der Landschaftsarchitektur eigentlich nur noch, wenn es sich um Standorte für technische Infrastrukturen, wie z.B. Windkraftanlagen oder auch Deiche und Flussläufe, handelte (vgl. Schöbel 2012; Stokman 2013). Diese Beschäftigung wird als eine aktuelle Herausforderung dargestellt, doch ist das, wie wir wissen, ein Irrtum: Schon der Heimatschutz befasste sich mit der Problematik der Integration von technischen Artefakten in die Landschaft. Insofern handelt es sich um eine unerkannte Reformulierung einer sehr traditionellen Programmatik, wie man z.B. bei Sören Schöbel detailliert sehen kann.<sup>6</sup> Wenzels Formulierung,

---

5 Der Streit eskalierte erstmals in den 1980er und 1990er Jahren an der TU Berlin und rief auch in der Praxis Aufmerksamkeit hervor; vgl. Mahler (1992); auch Schäfer (1992). Sie ist keinesfalls nur mit persönlichen Differenzen der jeweiligen Akteure und mit unterschiedlichen universitätspolitischen Interessen zu erklären, sondern geht auf jene strukturelle Differenz der verschiedenen Naturschutzverständnisse zurück; vgl. Kap. 2.1.8.

6 Vgl. Kap. 4.1.3.

die Landschaft sei unter Einbeziehung der vorhandenen Gestaltelemente weiterzubauen, sodass ein neues Landschaftsbild entstehen könne (Wenzel 1991, 34), ist daher viel zu allgemein, als dass damit eine neue Programmatik begründet werden könnte. Landschaftsgestaltung ist aber auch nicht sein zentrales Thema. Da die Versuche, die alten Industrieregionen als ›neue‹ Landschaften zu gestalten, im Retrospektiven verhaftet blieben, war es nur eine Frage der Zeit, dass man versuchte, endlich einen neuen, zeitgemäßen Landschaftsbegriff für die Landschaftsarchitektur zu definieren (vgl. Prominski 2004). Jedoch wird sich auch diese Definition als zu unspezifisch entpuppen, was dazu führt, dass alte Bedeutungsgehalte wieder wirksam werden. Ihr Hauptzweck, nämlich politisch gefährliche Fahrwasser zu vermeiden, wird verfehlt.

Neben dem Austausch des symbolischen Objekts soll noch eine weitere Strategie die Fortschrittlichkeit der Landschaftsarchitektur sichern. Architektonisches Entwerfen als jene »bestimmte Form des professionell geprägten kreativen Denkens, des gedanklichen und gleichzeitig zeichnerisch-bildhaften Auskundschaftens neuer Welten« (Sieverts 2001, 183) wird zu einem neuen ›ganzheitlichen‹ Wissenstyp stilisiert, der den analytisch-empirischen Wissenschaften entgegengestellt wird. Trepl hat jedoch überzeugend ausgeführt, dass Entwerfen gar keine Wissensproduktion ist, auch wenn individuell dabei etwas gelernt und wissenschaftliche Erkenntnisse genutzt werden. Doch werde hierbei ebenso wenig Wissen geschaffen, wie beim Schwimmen, »wobei man ja auch (abgesehen davon, dass man beim Schwimmen lernt) Wissen, gar nomothetisches (also universelles; d. Verf.), erwirbt, etwa, dass man unter Wasser nicht atmen kann« (Trepl 2009, 309). Das heißt, beim Entwerfen lernt man – vorausgesetzt man hat Talent – zum einen durch Übung zunächst immer besser zu werden. Zum anderen werden konkrete, individuelle räumliche Aufgaben gelöst und dabei unterschiedliche Wissenschaften herangezogen, um spezifische Probleme, etwa technischer Art, zu bewältigen. Die besondere Leistung des Entwerfers besteht dann darin, die Einzellösungen bezogen auf das räumliche Gesamtproblem zu einem vor allem *ästhetisch* überzeugenden *Werk* zusammen zu fassen.<sup>7</sup> Es ist daher eine »Kunst oder wohl besser: ein Handwerk der höheren Art, wie die Architektur insgesamt« (ebd., 310), dem die Aufgabe der Sinnstiftung zugeschrieben wird, weil sinnvoll geordnete Räume – ursprünglich durch Nutzung ge-

7 Daher die Auffassung, dass die Einzelwissenschaften Zuträgerdienste zum Entwurf zu leisten haben und dass dessen ›komplexe‹ Integrationsleistung die eigentliche ›wissenschaftliche‹ Leistung sei; vgl. Prominski (2004). Wissenschaftliche Erkenntnisse können aber erst dann entstehen, wenn vom Einzelfall im Hinblick auf die allgemein zum Ausdruck kommenden Gesetzmäßigkeiten abstrahiert wird. Das kann *bauteknische* Wissensbestände betreffen, aber auch *kulturwissenschaftliche Reflexionen* über das mit dem Entwurf unterbreitete Sinnangebot oder die *kunstwissenschaftliche* Einordnung der Formensprache etc. Erst dann könnte Entwerfen *heuristisch* zur Wissenschaft beitragen, indem es auf bestimmte Fragestellungen aufmerksam macht.

schaffene Kulturlandschaft – als umfassende Kultur-Natur-Einheiten wahrgenommen werden. Es sollen nicht nur neue *Welten* ausgekundschaftet, sondern auch konkret neu geschaffen werden und so nicht einfach nur ›passiv‹ Umwelten geschützt werden (vgl. Bappert und Wenzel 1987). Aus diesem kosmologischen Anspruch heraus hat Wissenschaft nicht allein die Aufgabe, bautechnisches Objektwissen zu liefern (vgl. Latz 1999a; 1999b), sondern sie soll vor allem helfen, das Naturverständnis zu verändern, um so eine neue Diskussion um Natur in der Stadt zu »erzwingen« (ebd., 14), um die Kultur voranzubringen.

Dem Naturschutz wird hingegen vorgeworfen, mit dem Schutz traditioneller Landschaften ausschließlich ›alte‹ Lebensverhältnisse zu konservieren. Dieser reagiert selbst auf die Widersprüche seines enger gefassten Schutzverständnisses, indem auch er – zumindest partiell – sein symbolisches Objekt auswechselt: Statt der Kulturlandschaft ist die Wildnis das neue Ideal. Der Natur soll somit mehr Entwicklungsspielraum eingeräumt werden, damit sie ihr dynamisches Wesen ausleben kann. Das führt jedoch *nicht* zu einer grundsätzlichen Revision des naturschützerischen Denkens. Vielmehr werden seine Widersprüche verschärft: Die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit ohne Einfluss des Menschen treibt neue Blüten. Da in Mitteleuropa kaum noch wirkliche Wildnis existiert und da der Prozess der Verwilderung das dynamische Wesen der Natur zur Geltung bringt, wird zunächst der *Prozessschutz* überaus populär. Man stellt Flächen für möglichst großräumige Verwilderung bereit. Dazu werden Nationalparks eingerichtet, in denen es, weil sie nicht menschenleer sind, zu Konflikten mit der Bevölkerung (insbesondere auch mit der Land- und Forstwirtschaft) kommt. Da ideologisch und praktisch die Widersprüche des naturschützerischen Naturalismus erhalten bleiben, wird auf den Prozessschutz aufbauend das Konzept der halboffenen Weidelandschaften entwickelt. Dieses knüpft an den Schutz von Halbkulturlandschaften an, der im Kontext des engeren Naturschutzverständnisses dem Urlandschaftsschutz zugeschlagen worden war, obwohl die urtümlich wirkenden Hutewälder deutlich kulturell geprägt waren. Dieser Fehlschluss wird erneuert. Man will zurück zu einer nicht durch *Vegetation* (Urwald), sondern durch *Tiere* (Megaherbivoren) geprägten Landschaft, wie sie vielleicht nach der letzten Eiszeit existierte, als noch Großsäuger umherzogen. Die traditionell vegetationskundliche Fundierung des Naturschutzes wird leicht korrigiert und eine stärker zoologische Perspektive eingenommen. Aber auch hier zeigt sich, dass das grundsätzliche Thema des Heimatschutzes nicht verlassen wird, nämlich die Vermittlung zwischen Bewahren (Stagnation) und Gestalten (Dynamik). Nur sind es jetzt die Tiere, die die Landschaft so gestalten sollen, dass eine ähnliche Vielfalt wie in der Kulturlandschaft und ein ähnliches Landschaftsbild wie im Landschaftspark entsteht.

Im Folgenden soll zunächst auf die Entwicklungen in der Landschaftsarchitektur eingegangen werden, um dann zum Naturschutz zu wechseln.

#### 4.1.1 Zurück zu alten Ufern: Altindustrielle Landschaften

Das Gestaltungsprogramm für die alten Industrielandschaften wird erstmals in einem breiten Rahmen im Zuge der Internationalen Bauausstellung Emscher Park durchgeführt.<sup>8</sup> Obwohl ein neues Naturverständnis demonstriert und durchgesetzt werden soll, wird die Idee, Landschaften seien der Urgrund des ›guten Lebens‹ und Ausdruck umfassender Totalität von Kultur und Natur erweitert und nun teilweise auf industrielle Räume angewendet. Obwohl es primär nicht um die Gestaltung landschaftlicher Eigenart zu gehen scheint – denn die Industrie steht zunächst für Universalisierung – wird in den alten Industrieregionen eine neue Typik entdeckt, die als kulturell wertvoll und sinnstiftend empfunden wird. Hier erkennt man eine neue Synthese von – allerdings aufgegebenen – Nutzungen und Natur: Beeindruckenden Industrierelikte vereinen sich mit einem neuen Naturtyp, repräsentiert durch die urban-industrielle Spontanvegetation. Als wild aufwachsende konnte sie sich jedoch nicht wegen einer noch andauernden Kulturtätigkeit des Menschen etablieren, sondern erst aufgrund des Rückzugs der einstmals naturzerstörerischen Nutzungen.<sup>9</sup>

Auf den ungenutzten Brachen ist infolgedessen eine neuartige urban-industrielle Wildnis entstanden, die nicht so ohne weiteres in die Tradition des herkömmlichen Landschaftsbegriffs einzuordnen ist. Sie ist weder ursprünglich bzw. als solche erklärbar, noch ist sie aus einfühlsamer Kulturarbeit hervorgegangen. Dennoch kann sie als etwas historisch Gewachsenes interpretiert werden, weil sie ohne die Industriegeschichte nicht denkbar wäre. Ihre Vielfalt erscheint nicht als willkürlich, obwohl sie aus Arten aus aller Welt zusammengesetzt ist, weil sie als typisch für urban-industrielle Räume interpretiert werden kann. Es ist nach Ingo Kowarik die »Natur der vierten Art«.<sup>10</sup> Diese urban-industrielle Spontanvegetation symbolisiert quasi eine neue Art ›weltoffener Natur‹, die perfekt zum Urbanitätsideal der Landschaftsarchitektur passt, die aber gleichfalls durch einen historischen Entwicklungsprozess als etwas Typisches angesehen werden kann, ohne dass sie organisch wirkt. Diese »Natur der vierten Art« ist somit zwar wild, bildet mit ihrer Ästhetik aber weder die Unberührtheit der ursprünglichen Wildnis ab, noch eine lieblich-ländliche Gefildelandschaft. Sie zeigt eher das Potenzial der Natur an, auch größte industrielle Ausbeutung zu überstehen (vgl. Eisel, Bernard und Trepl 1998). Sie

8 Vgl. als weitreichendste Reflexion Ganser (1995).

9 In der Kasseler Schule wird das »wilde Grün der Städte« allerdings konzeptionell mit urbanen Freiraumnutzungen verbunden.

10 Die »Natur der ersten Art« sind Reste der ehemaligen Urlandschaft, die der »zweiten Art« Reste der traditionellen Kulturlandschaft, die »Natur der dritten Art« stellen die Formen gärtnerisch gestalteter Natur dar, und die »Natur der vierten Art« ist die urban-industrielle Wildnis der Brachen; vgl. Kowarik (1992a, 1992b).

ist zudem dynamisch: Als Spontanvegetation kann sie sich jederzeit auf Nutzungswandel einstellen und lebt regelrecht davon, dass sie ›gestört‹ wird. Das macht sie neben ihrem hohen Anteil nicht heimischer Arten faszinierend, und so repräsentiert sie neben den Bauwerken die Geschichte der konkreten Orte (vgl. Ganser 1995; Hauser 1997; 1998). Gleichzeitig wirkt diese Natur aber modern und zeitgemäß, weil sie dynamisch und leistungsfähig ist und entspricht auch den (liberalen) Vorstellungen, wie sie Reichholf oder auch Pearce (2016) äußern.

Bei den Bauwerken ist das anders. Die nunmehr *alten* Industrien sind durch den ökonomischen Strukturwandel technologisch und wirtschaftlich obsolet geworden und werden vor allem *dadurch* zu etwas Besonderem, dass sie als *Industriedenkmale* in das kulturelle Erbe eingehen. Obwohl die Industrie für Universalität steht, wirken ihre alten industriellen Artefakte im Gegensatz zu den heutigen Formen der Dienstleistungsökonomie konkret. Sie basieren noch auf der Mechanik und haben durch die Angewiesenheit auf natürliche Standortfaktoren, wie Rohstoffvorkommen und Verkehrswege, auch einen Bezug zum Naturraum, selbst wenn dieser oft völlig überformt wird. Die verrosteten Bahngleise, Kräne und Hochöfen oder die zerfallenden Backsteinhallen, die zwar in ihrer Größe und Maschinenhaftigkeit das gigantische Ausmaß der industriellen Naturaneignung erahnen lassen, aber dennoch mit ihrer Patina Geschichte repräsentieren und das Lokalkolorit der alten Industrieregionen bestimmen, stehen somit der abstrakten Ortlosigkeit der neuen Produktionsformen und Kommunikationsmöglichkeiten der postindustriellen Gesellschaft entgegen (vgl. Körner 2001b, Kap. 6). Der Denkmalbezug und damit die retrospektive Ausrichtung der landschaftsarchitektonischen Gestaltungsbemühungen ist deutlich: Da die altindustriellen Artefakte mitunter aufgrund ihrer Größe sowohl Erhabenheit ausstrahlen als auch eine abgeschlossene Epoche repräsentieren, siedelt der Denkmalschutz beispielsweise die Völklinger Hütte auf der gleichen Bedeutungsebene an wie etwa alte Schlösser und Kathedralen (vgl. Hauser 1998, Körner 1999). Diese Bedeutungszuschreibung geht so weit, dass sogar die Vergiftung industrieller Standorte als Spur der industriellen Tätigkeit und als Teil der industriellen Aura anerkannt wird (vgl. zum Kontext auch ausführlich Hauser 2001). Die wirtschaftliche Obsoletheit ist zudem die Voraussetzung dafür, dass man – ähnlich wie zur traditionellen Kulturlandschaft – zu den alten Formen der Industrie und zu den damit verbundenen Lebenswelten ein ebenso zweckfreies, ästhetisches und melancholisches Verhältnis aufbauen kann – zumindest, wenn man selbst von den Stilllegungen nicht betroffen ist. Die industriellen Artefakte erhalten somit die Aura des Einmaligen und Unwiederbringlichen und werden zu denkmalgeschützten Symbolen einer ›neuen‹ industriellen Landschaft, statt – wie bislang üblich und aufgrund der Altlastenproblematik in diesen Räumen auch naheliegend – ausschließlich als Auswüchse naturzerstörerischen Fortschritts verdammt zu werden.

Einzig in der Vegetation zeigt sich Neues. Sie hat nicht nur eine neue Eigenart, sondern erzwingt, weil sie spontan und wild ist, einen anderen Umgang mit ihr als

bislang in der gärtnerischen Praxis üblich ist.<sup>11</sup> Dies ist vor allem auch nötig, weil die Flächen keine Brachen bleiben, sondern in ein Parksystem eingeordnet werden (vgl. Dettmar und Rupp-Stoppel 1994). Ihre Pflege nähert sich im Grundsatz dem Vegetationsmanagement in Naturschutzgebieten an, weil zwar Wildheit zum Charakter gehört, dennoch aber bestimmte Sukzessionsstadien stabilisiert werden sollen, um z.B. offene und arten- sowie blütenreiche Räume zu gewährleisten. Daher kommt es zu einer innovativen Kooperation von Landschaftsarchitektur und Stadtökologie. Die Landschaftsarchitektur möchte die Eigenart der urban-industriellen Natur als »neue Natur« beschrieben haben, die Stadtökologie sie schützen. Konzeptionell gesehen bleibt aber die Gestaltung der alten Industrieregionen dennoch hinter dem Heimatschutz zurück: Dieser wollte der seinerzeit *aktuellen* Industrie durch Gestaltung einen kulturellen, d.h. landschaftsbereichernden Sinn abtrotzen. Daher hatte Lindner nicht nur Hochspannungsleitungen das Potenzial zugesprochen, eintönigen Landschaften einen »neuartigen Reiz« (Lindner 1926, 88) zu verleihen, sondern auch ausgeführt, dass die Schlackehalden der Schwerindustrie im Ruhrgebiet einen Charakter hätten, der zum dortigen Genius loci, zur Eigenart, gehöre.<sup>12</sup> Erst heute werden die Relikte dieser Wirtschaftsweise auf breiter Ebene wahrgenommen (vgl. Der Spiegel 2001, 7) und als charaktervolle Landmarken inszeniert.

Da Heimatschutz kein Rückzug in eine vorindustrielle Idylle ist und da die aktuelle Wertschätzung der alten Industrieregionen keineswegs das Fundament für eine neue Landschaftswahrnehmung legt, sondern lediglich das alte kulturelle Deutungsmuster ausdehnt, wird der traditionelle Begriff von Kulturlandschaft *erweitert*. Zwar haben die neuen industriellen Kulturlandschaften von ihrem *Bildcharakter* her scheinbar wenig mit den in der Landschaftsmalerei dargestellten und im Landschaftsgarten materialisierten arkadischen Gefildelandschaften gemein – ausschließlich *das* und insbesondere *die Entdeckung der urban-industriellen Natur* ist neu – aber in der weiteren Bedeutung sowohl von Geschichte als auch von Eigenart zeigen sich Kontinuitäten, die sich bis in die konkreten Bildelemente auswirken: In den Abbildungen arkadischer Szenerien tauchen immer wieder nicht nur Tempel auf, sondern auch melancholisch wirkende Ruinen, die im Landschaftsgarten nachgebaut wurden (vgl. Siegmund 2002; Bellin-Harder 2011). Die alten Hüttenwerke sind hingegen echte Ruinen, die zusammen mit den bunten blühenden Hochstaudenfluren der Brachen – als Neuauflage bunter Blumenwiesen – wie gemacht sind für eine in Maßen modernisierte Landschaftsszenerie.

Es wurde mehrfach angedeutet, dass die letztlich musealisierende Perspektive der Landschaftsarchitektur in den alten Industrieregionen die Sehnsucht nach einer ausschließlich progressiven Landschaftstheorie weckt. Sie wird nach Ansicht

11 Vgl. zu einem Denkmalbegriff, der insbesondere auch die spontan entstandene Wildnis einbezieht Körner (2005b).

12 Vgl. Kap. 2.1.4.

von Martin Prominski durch den US-Amerikaner John Brinckerhoff Jackson vorgelegt (vgl. Prominski 2004), der in der amerikanischen Umweltgeschichte (vgl. Shama 1996, 662–663) wie auch in der deutschen Landschaftsarchitektur als Revolutionierer des Landschaftsbegriffs gilt. Als solcher wird er als inspirierendes Vorbild für die Suche nach einem theoretischen Fundament einer Gestaltungspraxis verehrt, die den aktuellen Raumphänomenen in modernen urbanisierten Landschaften gerecht werde, weil sie sich von rein ästhetischen, d.h. arkadischen Idealvorstellungen von Landschaft abwende. Ungeachtet der erheblichen Kritik daran wiederholt Prominski stereotyp seine Position (vgl. Prominski 2019). Daher soll im Folgenden noch einmal auf Jacksons Landschaftstheorie eingegangen werden, um dann Prominskis Versuch einer erneuten Aufwärmung eines ›neuen‹ Landschaftsbegriffs zu behandeln. Dabei wird sich zeigen, dass landschaftsarchitektonische Theoriebildung häufig rein strategisch als berufsständische Lobbyarbeit aufgefasst wird, bei der eine allumfassende Zuständigkeit für die Gesamtkultur beansprucht wird. Diese Vermarktungsstrategie wird dann noch weiter ausgeführt werden.

#### 4.1.2 Die Landschaft der Pioniere: J. B. Jacksons Landschaftsvorstellung<sup>13</sup>

John Brinckerhoff Jackson beschreibt ab den 1950er Jahren in seiner Zeitschrift *Landscape* die Verstädterung der Landschaft und die Herausbildung neuer Nutzungsstrukturen in den USA. In den 1980er Jahren kommt er zu dem Schluss, dass bei der Interpretation und Gestaltung der neuartigen Räume der ›alte‹, an arkadisch-ländlichen Szenerien orientierte Landschaftsbegriff nicht mehr angemessen sei. Prominski (2004) erklärt ihn dann mehr als zwei Jahrzehnte später zum Vorbild einer neuen landschaftsarchitektonischen Praxis, der es nicht mehr um ländlich-harmonische, ›malerische‹ Landschaften gehe, wie sie angeblich der alte Heimatschutz geschätzt habe und wie sie heute noch als Grundlage eines rückwärtsgerichteten Naturschutzes dienen würden. Vielmehr sei eine fortschritts offene, nutzungsorientierte, am dynamischen Landschaftswandel der Moderne ausgerichtete, also pragmatisch-fortschrittliche, letztlich demokratische und soziale Haltung zur Welt nötig. Da man den modernen verstädterten Räumen, die auf den ersten Blick scheinbar keine Eigenart aufweisen, gerecht werden will, wird die Tradition, Landschaft als einen harmonisch-organischen, meist ländlichen Bildzusammenhang aufzufassen, pauschal in Frage gestellt. Die Landschaft sei, nüchtern betrachtet, lediglich ein »System menschengemachter Räume« (ebd.).

Gegen diese Position wurden in der Debatte über den neuen Landschaftsbegriff einige Einwände erhoben (vgl. Körner 2005a, 2006; Eisel 2007a, 2008, 2011), denn sie ist mit Jackson selbst keinesfalls zu begründen, obwohl auch er in Bezug

13 Das folgende Kapitel ist eine überarbeitete Fassung von Körner (2006a; 2009a; 2009c); vgl. auch ausführlich Körner (2010b).

auf Landschaft von ›menschgemacht‹ spricht. Er meint damit, dass Menschen tatsächlich einfach nach pragmatischen Gesichtspunkten Räume strukturieren. Wie im herkömmlichen Kulturlandschaftsbegriff geht es ihm aber nicht nur allein um Nutzung der Natur, sondern darauf aufbauend zentral auch um *Sinnstiftung*. Das macht seine länderkundlich-deskriptive Theorie anschlussfähig an die Landschaftsarchitektur. Jacksons Ansatz stimmt daher *bis ins Detail* sowohl mit dem traditionellen Landschaftsbegriff als auch mit dem althergebrachten landschaftsarchitektonischen Gestaltungsanspruch überein. Beides legt er lediglich ›amerikanisch‹ aus. Damit erweist er sich keineswegs der Revolutionär, für den ihn sowohl seine deutschen Interpreten als auch Simon Shama halten. Allerdings richtet er sich gegen die angelsächsische Wortbedeutung von Landschaft als scenery und das führt zu den Missverständnissen vor allem in der deutschen Rezeption. Landschaft wird von ihm – vordergründig betrachtet – tatsächlich nicht als ländlich-arkadische Szenerie verstanden, *dennoch* aber bleibt ihr Bildcharakter für ihn maßgeblich, weil sie durch ihre, für Jackson weiterhin anstrebenswerte Harmonie eine durch den Menschen veränderliche, also gestaltbare kosmische Ordnung ausdrücke und ein »Image of Heaven« (Jackson 1952b, 5), ein Abbild göttlicher Ordnung, sei.

Das ist auch aus geografischer Perspektive wenig revolutionär. Die Landschaft wird für Jackson durch die jeweils vorliegenden Naturbedingungen, durch ökonomische Notwendigkeiten und durch unterschiedliche Menschenschläge oder Ethnien gestaltet. Manchmal sind auch spezifische historische Ereignisse maßgeblich, sodass Jackson sagt:

»... each element in the human landscape has perhaps been determined by natural conditions: climate and topography and soil; or perhaps each element is actually the expression of an economy: the availability of markets and labor and transportation; or finally the landscape may be what it is because a different race or a different period in history created it.« (Jackson 1951, 4)

Dadurch bilden sich sowohl kultureller und räumlicher Charakter (Eigenart) als auch Vielfalt aus, sodass sich bei Jackson ebenfalls die Schlüsselbegriffe desjenigen Landschaftsbegriffs finden, von dessen bedeutungsgeladenem Zusammenhang man sich in Deutschland gerade unter Berufung auf ihn distanzieren will, nämlich Vielfalt, Eigenart, Unterschiedlichkeit, Charakter, Volk, Rasse, Ethnie sowie Bauerntum; im Fall der USA sind es Farmer. Diese Begriffe sind Schlüsselbegriffe des konservativen Weltbildes, das den Heimatschutz seit Rudorff prägt.

Jackson interessiert sich für alle Formen der Landnahme durch unterschiedliche Kulturen. Insbesondere das Haus ist für ihn als Keimzelle, von der aus Menschen das Land bewohnbar machen, maßgeblich. Wesentliches Thema in seiner Zeitschrift sind daher die verschiedenen Siedlungsformen, wie die der Pueblo-Indianer oder wie die der europäischen Siedler, mit ihren Adaptionen an die neuen Verhält-

nisse und Abwandlungen amerikanischer Farmhäusern. Man könnte also sagen, dass für Jackson wie für Mattern die »Wohnlandschaft« zentral ist, nur eben im Rahmen seiner Kultur, die eine von Einwanderern ist und – vor allem damals – zentral durch die Angelsachsen geprägt wird. Die Pointe besteht bei Jackson daher darin, dass er seine klassisch länderkundlichen Beschreibungen von ›Land und Leuten‹ mit einer ›typisch amerikanischen‹ Fortschrittsgläubigkeit verbindet. Das unterscheidet seinen Konservatismus von der zwar skeptischen, aber den Neuerungen gegenüber in Maßen aufgeschlossenen Tradition des Heimatschutzes in Deutschland. Fortschritt bedeutet für Jackson, da auch für ihn Kulturentwicklung an das Land gebunden ist, immer wieder aufzubrechen, um neue Räume zu besiedeln und vor allem auch neue Technologien der Landnutzung zu entwickeln, die dann die Landschaft prägen. Dies ist für ihn ein göttlicher Auftrag, sodass ›richtige Amerikaner‹ Pioniere sind. Dadurch tritt in Jacksons Landschaftsbegriff weniger der Akzent der *cultura* als sorgsamer Umgang mit einer vorhandenen Typik zu Tage als vielmehr der des permanenten Umbruchs von Landschaftsidentitäten durch die Entwicklung neuer Landnutzungen.

Aber nicht alle Ethnien haben offenbar in diesem Sinne Pioniereigenschaften (man findet z.B. in seiner Zeitschrift nichts über die Wohnverhältnisse der farbigen Bevölkerungsschichten), sondern eben vorzugsweise die Angelsachsen und jene, die wie sie aus einem widrigen nordeuropäischen Klima stammen und den Kampf mit der Natur gewohnt sind, gleichzeitig aber dadurch ein intensives Naturgefühl herausgebildet haben, das anderen Völkern fehlt: »That aggressive attitude is however only part of what earliest farmers in northern Europe bequeathed us. Since they created the human landscape themselves and under great difficulties, they had a deep affection for it.« (Ebd., 4) Diese Auffassung zeigt eine deutliche Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie und deren Legitimation des Kampfes um Lebensraum durch Wehrbauern, sodass Jackson auch eine Art von entnazifizierter Geopolitik als vorbildhaft ansieht. Deshalb sei der Begriff »de-nazified geopolitics« eine »good working definition of the average contemporary writing on human geography« (Jackson 1952b, 4.). Jackson heißt somit zwar nicht unbedingt die Ostkolonisation durch das Dritte Reich gut, die Eroberung Amerikas durch die Weißen ist für ihn aber durchaus eine Kulturtat im göttlichen Auftrag. Sein grundsätzliches Interesse für alle Siedlungsformen der verschiedenen Völker könnte man noch als pluralistisch und damit als ›demokratisch‹ interpretieren. Das trägt jedoch nur bei oberflächlicher Betrachtung. Im Kern vertritt Jackson die mehr oder weniger unterschwellig rassistische Ideologie der sich kulturell überlegen wählenden weißen Amerikaner. Schon allein deshalb verwundert es, dass er bei Shama als Revolutionär gilt. Dieser latente Rassismus führt dazu, dass bei der weiteren Differenzierung seines Landschaftsbegriffs, insbesondere bei dem Begriff Landschaft Drei, auf den man sich vor allem in Deutschland beruft, auch die Ureinwohner als Bewohner der ameri-

kanischen ›Urlandschaft‹<sup>14</sup> (»Vernacular Landscape«) keine Rolle mehr spielen. Wie die Nachfahren der Sklaven sind sie eben keine Pioniere und während die einen als Handelsware ins Land geschleppt wurden, bestand die Pionierleistung der Weißen gerade darin, die anderen zu verdrängen.

#### 4.1.2.1 Die rational strukturierte Human Landscape als Abbild des Kosmos

Auch bei Jackson gilt also, dass alle Kulturen auf ihre Weise die Erdoberfläche gestalten und so ihre Eigenart verwirklichen. Die Erde ist das »Wohnhaus der Menschheit« (Herder), die ausgehend vom »Heim« (Jackson) der Menschen der jeweiligen Völkerschaften besiedelt wird. Die *amerikanische* Landschaft im Sinne Jacksons unterscheidet sich allerdings von anderen dadurch, dass sie durch ganz unterschiedliche Völker geprägt ist, weil die USA eine Gesellschaft von Einwanderern ist. Doch dominiert eine Ethnie. Auch hier ›wächst‹ die Kulturlandschaft grundsätzlich ›organisch‹. Jedoch ergibt sich das, was in Europa Ergebnis eines jahrhundertlangen Wechselspiels von Kultur und Natur ist, in den USA durch den Gestaltungswillen der Pioniere, die immer wieder aufbrechen, um neue Herausforderungen zu meistern. Die amerikanische Landschaft ist daher viel mehr durch aktuelle Nutzungsinteressen geprägt und wird rationeller gestaltet und schneller umgebaut. Daher hat sie nicht die historische Tiefe der europäischen Landschaften und wirkt weniger organisch-idyllisch. Genau das ist aber das Typische und das fasziniert die Jünger Jacksons. Bei allem Fortschrittsglaube ist dieser aber letztlich nicht an einer positiven Interpretation eines entfesselten Kapitalismus interessiert, denn er ist, obwohl er für Fortschritt eintritt, kein Liberaler (im europäischen Sinne). Ziel ist vielmehr ein gesellschaftlicher Fortschritt, der individuelle Freiheit mit Verantwortung für sich selbst und das Land verbindet und dabei »a landscape in the process of growth and development, a country for pioneers« (Jackson 1952a, 4–5) schafft. Liberale Elemente (Fortschrittsgläubigkeit) und konservative (organische Kultur) werden konzeptionell verbunden. In den rationell durchorganisierten Landschaften des Mittleren Westens verkörpern sich dann keine ›Agrarwüsten‹, sondern in neuer Form das alte landesverschönernde Ideal von Schönheit und Zweckmäßigkeit und damit eine neue Form von Eigenart. Die gleiche Rationalität führt zum typischen Raster-System des amerikanischen Städtebaus als Erfüllung des klassisch funktionalistischen Ideals von Zweckmäßigkeit und Einfachheit. Der Maßstab für die gelungene Kulturentwicklung ist, wie beim klassischen Landschaftsideal, das Vorhandensein einer Typik, die dann auch in geometrischen Mustern des Städtebaus oder bei Bewässerungssystemen bestehen kann, wenn sich darin letztlich eine noble und klare Reduktion auf das funktional Notwendige erkennen lässt. Der explizite Nutzenbezug seiner Theorie sorgt somit bei Jackson dafür, dass das funktionalistische Ideal

14 Diese war ja wohl eher eine mit Feuer regulierte, frühe Form von Kulturlandschaft der Jäger und Sammler; vgl. Kap. 4.2.3.

der Landschaftsgestaltung deutlicher zum Ausdruck kommt als in den deutschen Debatten.<sup>15</sup>

Da er aber nicht ausschließlich eine nutzenorientierte Theorie entwirft, sondern Sinn stiften will, besteht die Aufgabe der Geografie für Jackson darin, den Charakter individueller Landschaften zu beschreiben. »Geography's ultimate purpose« ist also keinesfalls nur das wissenschaftliche Verständnis der rationellen Organisation der Erde nach menschlichen Nutzungsinteressen, sondern vor allem auch ein metaphysisches, in letzter Konsequenz religiöses Programm. Seine zentralen Pfeiler sind die Vielfalt der Welt und vor allem der Charakter der menschlichen Humanisierung der Erde, sodass eine *Human Landscape* mit Eigenart entsteht. Diese in humane Formen gebrachte Landschaft ist ein Abbild des Himmels (»Image of Heaven«) und damit Ausdruck einer harmonischen Ordnung des Kosmos. »Wohnen«, die Erde also durch Gestaltung bewohnbar zu machen, bedeutet Nachvollzug und Vervollkommnung göttlicher Ordnung –

»... it is the re-creation of Heaven on earth, just as the basic motive of his self-cultivation is the recreation of a Divine nature. [...] Man is the product, the Child of God and that his work must therefore always betray, even in a distorted form, that identity. Man the Inhabitant reveals his origin in the habitat, which he himself creates.« (Jackson 1952b, 5)

Die Wohnlandschaft, wie Mattern gesagt hätte, repräsentiert den göttlich beseelten Kosmos und wird ständig neu erschaffen.

Stetiger Aufbruch und Neuanfang, wie er Pioniere auszeichnet, heißt also nicht nur eine Akzeptanz von Landschaften, die in der deutschen Tradition keinesfalls als harmonisch intakt gelten würden, sondern auch von permanenter Landschaftsveränderung und ständiger Uminterpretation von Identitäten. Dies ist eine gute Voraussetzung für die kulturelle Wertschätzung moderner urbaner Räume als Landschaften. Tatsächlich sieht Jackson in ihnen und ihren neuartigen Nutzungen einen originären amerikanischen Beitrag zur Kultur der Menschheit. Shopping Malls sind als Ikonen des amerikanischen Traums die neuen Begegnungszentren und damit Symbole jener Hochkultur, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzte. Allerdings bekommt der Traum schnell Risse, denn ab den 1980er Jahren hat Jackson zunehmend Schwierigkeiten, den permanenten Nutzungswandel weiter als sinnstiftend zu interpretieren. Es gelingt nicht mehr so richtig, die abgenutzte »Schäbigkeit« der Alltagsräume, die damit einhergeht, als bildhaften Ausdruck einer singular-charaktervollen Klassizität und als edle Reduktion auf das Wesentliche zu lesen. Dies gilt, obwohl sich Jackson bemüht, Abnutzungsspuren als Ausdruck von Identität zu verstehen, denn: »We have learned that it can be designed and created from

15 Vgl. zum Funktionalismus in der Landschaftsarchitektur Kap. 6.

scratch.« (Jackson 1984, 147) Und doch ergibt sich für ihn kein sinnhaftes Ganzes mehr: Die Legitimation des American Way of Life durch die Pionierideologie beginnt zu bröckeln, weil Landschaft zunehmend nicht mehr Ausdruck eines pflegenden Umgangs mit der Natur ist. Die *cultura* und damit die Eigenart geht verloren.

Das ist dann der Grund, weshalb sich Jackson nach Jahrzehnten konkreter Länderbeschreibungen in *Landscape* mit der Idee der Landschaft beschäftigt, um einen zeitgemäßen allgemeinen Maßstab zu gewinnen, mit dem das Wesen des »Landschaftlichen« erfasst werden kann (vgl. Jackson 1984). Er pendelt dabei immer wieder zwischen der Ebene der Interpretation von Sinnzusammenhängen, für die die Landschaft als Symbol steht, und der empirischen Beschreibung realer Landschaften hin und her. Die *Verwechslung* beider Ebenen führt zu einer verhältnismäßig simplen Kulturgeschichte und zu einer Einteilung des Landschaftsbegriffs in drei Unterbegriffe, die sich grob an historischen Zeiträumen orientieren (die Landschaft der indianischen Stammesgesellschaften ist die »Landschaft Eins«, die Landschaft nach der Renaissance die »Landschaft Zwei« und die Landschaft der (amerikanischen) Moderne die »Landschaft Drei«). Dabei geraten ihm u.a. seine Kategorien durcheinander: die Mobilität und »Flüchtigkeit« der jagenden und sammelnden Stammesgesellschaften, die kaum materielle Spuren hinterlassen haben, ist dann strukturell mit der Mobilität der Moderne. Das Ergebnis ist ein mitunter kaum noch zu durchschauendes gedankliches Chaos, sodass sich Jacksons angeblich visionärster Text, der einen neuen Begriff von Landschaft bieten soll, als sein schwächster erweist.

Der Begriff »Landschaft Drei« ist deshalb auch nicht Ausdruck des Abschieds vom traditionellen Landschaftsbegriff, wie Jackson suggeriert und wie es vor allem auch in Deutschland dankbar geglaubt wird, sondern der von allen Seiten undurchschaute Versuch, die *Idee der Landschaft* als Sinnsymbol unter Bedingungen, die empirisch diese Idee in Frage zu stellen scheinen, zu *retten*. Da die modernen Raumnutzungen keinen offensichtlichen Landschaftscharakter mehr hervorbringen, sucht Jackson einen neuen Landschaftsbegriff, der der kulturellen Eigenart des modernen Amerikas Rechnung trägt (und implizit deren gleichzeitiger weltweiter Zerstörung durch die Ausbreitung des *American Way of Life*). Deshalb soll auf der einen Seite Landschaft weiterhin – Jackson bemüht hier als Analogie das Beispiel der Sprachentwicklung – das Ergebnis einer »organisch-lebendigen« und charaktervollen Vermittlung von Tradition und Fortschritt bleiben, ein Ergebnis, das nicht willkürlich von Intellektuellen bzw. durch staatliche Autorität bestimmt werden kann.<sup>16</sup> Auf der anderen Seite ist Jackson unterschwellig klar, dass die Vermittlung nicht

---

16 »Like a language, a landscape will have obscure and undecipherable origins, like a language it is the slow creation of all elements in society. It grows to its own laws, rejecting or accepting neologisms as it sees fit, clinging to obsolescent forms, inventing new ones.« (Jackson 1984, 148)

mehr naturwüchsig entsteht. Weil er sich dies nicht wirklich eingesteht und daraus dann entsprechende theoretisch-konzeptionelle Schlussfolgerungen zieht, orientiert sich der Begriff »Landschaft Drei« insgeheim weiterhin an traditionellen Landschaftsvorstellungen. Er steht dann, wie gehabt, für die im Landschaftscharakter ausgedrückte vernünftige kulturelle Assimilation von Fortschritt, also letztlich für das analoge Programm des deutschen Heimatschutzes. Nur wird dieses Kulturideal inhaltlich anders, d.h. »amerikanisch« akzentuiert. Jacksons Versuch, einen neuen Begriff zu schaffen, *scheitert* somit. Die länderkundlichen Beschreibungen in *Landscape* sind nahezu Paradebeispiele für die Stabilität des angeblich »alten« Begriffs. Der »neue« Begriff (»Landschaft Drei«) ist sein unerkannter Abklatsch. Auch die weitere Entwicklung von Jacksons Theorie folgt vertrauten Bahnen. Denn als in den 1980er Jahren die Hybris des menschlichen Anspruchs, die Erde zu gestalten, deutlich wird, schwächt er lediglich seinen Gestaltungsanspruch ab und argumentiert entsprechend des damaligen Zeitgeistes »ökologischer«.

#### 4.1.2.2 Gestaltung und »Ökologie«

Die Ökologisierung seines Gestaltungsverständnisses stellt keinen Widerspruch zu Jacksons ursprünglichem Ansatz dar. Er lehnt vehement geografische Theorien ab, die von der Prägung der Kultur allein durch die regional vorliegende Natur ausgehen. Sein Ideal der *Human Landscape* basiert dem gegenüber zentral auf der Gestaltungsfähigkeit des Menschen im göttlichen Auftrag. Das später von ihm eingeführte Kriterium »menschgemacht« soll diese Strategie gegen jeden Geodeterminismus aufrechterhalten. Es bezeichnet damit auch kein über das normale Maß des geografischen Kulturverständnisses hinausgehendes soziales Engagement. Wenn die planerische Gestaltung einzelner, unterschiedlich »gewachsener« Landschaften aber einem allgemeinen Prinzip, der Idee des Landschaftlichen, folgen soll, muss es universelles Handlungsprinzip sein und zugleich aus konkreten örtlichen Gegebenheiten folgen. Mit dem ersten Aspekt setzt Jackson – dem Geist der klassischen geografischen Landschaftsidee entsprechend – dem Naturdeterminismus seinen Gestaltungsanspruch entgegen: »Man the Inhabitant«, der Mensch als Bewohner der Erde, ist der Vervollkommener göttlicher Ordnung. Der zweite Aspekt wird dem politischen Zeitgeist gemäß »ökologisch« formuliert. Räumliche Harmonie soll jetzt durch »Ökologie« und ökologische Planung, d.h. durch die Achtung der regionalen Naturpotenziale hergestellt werden. Damit fallen göttlicher Schöpfungsplan, menschlicher Handlungswille und Natur zusammen. Neu ist das nicht, denn genauso wurde der Einstieg ins geografische Denken und den Landschaftsbegriff im 18. Jahrhundert konzipiert. Zudem ist die Beachtung der Naturpotenziale nicht nur für die Geografie, sondern auch für die Landschaftsentwicklung im Allgemeinen trivial (vgl. auch Trepl 1983, 26). Jackson ist somit in allen Einzelheiten traditioneller Länderkundler und keineswegs ein Protagonist eines völlig neuen Gestaltungsverständnisses. Daher ist sein Interesse für die Struktu-

ren moderner Städte und Industrien nicht so revolutionär, wie es der deutschen Landschaftsarchitektur aufgrund ihrer eigenen und nur halb verstandenen Tradition erscheinen mag, denn die Industriegeografie ist ein klassischer Zweig der Geografie. Jackson ehrt zwar, was ihn scheitern lässt: Er will vor neuen, mitunter auch ›schäbigen‹ Raumqualitäten nicht einfach dünkelt die Augen verschließen, sondern sie im Rahmen seines professionellen Blickes weiterhin als Landschaften interpretieren. Es erschließt sich aber nicht, wie auf dieser Basis eine völlig neue Praxis der Landschaftsgestaltung entwickelt werden soll.

Der deutschen Landschaftsarchitektur wird somit unter Bezug auf Jackson weder ein neues Verständnis von Geografie noch ein neues Konzept von Landschaftsgestaltung präsentiert. Vielmehr wird unerkannt die Herrschaftsideologie der weißen Angelsachsen und mit über 30jähriger Verspätung die ökologische Planung als eine fundamentale Neuerung verkauft. Letztere hat die deutsche Landschaftsarchitektur beginnend mit Mattern immer wieder als Ausdruck eines ökologischen Naturalismus vehement bekämpft und dem die Gestaltung der Wohnlandschaft und die Orientierung an städtischen Lebensverhältnissen entgegengesetzt. Bei Jackson lässt man sich lediglich von ein paar neu klingenden Begriffen und dem allgemeinen Interesse an neuen Raumstrukturen blenden und hält das dann für progressiv. Attraktiv macht Jacksons Position wahrscheinlich vor allem, dass er eigentlich gar nichts Neues will, sondern Bekanntes nur anders ausdrückt, weil es in einem anderen kulturellen Kontext formuliert wird. Das passt zum landschaftsarchitektonischen Verständnis von Theoriearbeit, die letztlich traditionelle Inhalte immer wieder neu etikettiert.<sup>17</sup> Vor diesem Hintergrund ist die Textstelle zu verstehen, in der Jackson Landschaft scheinbar neu definiert:

»My search for a definition has led me back to that old Anglo-Saxon meaning: landscape is not scenery, is not a political unit; it is really no more than a collection, a system of man-made spaces on the surface of the earth. What ever its shape or size it is *never* simply a natural space, a feature of the natural environment, it is *always* artificial, always synthetic, always subject to sudden or unpredictable change. We create them and need them because every landscape is the place where we establish our own human organization of space and time. It is where the slow, natural processes of growth and maturity and decay are deliberately set aside and history is substituted. A landscape is where we speed up to regard or divert the cosmic program and impose our own. ›By conquering nature‹ Mircea Eliade writes ›man can become Nature's rival without being the slave of time [...]. Science and industry proclaim that man can achieve things better and faster than nature if he, by means of his intelligence, succeeds in penetrating to her secrets.‹ When we see how we have succeeded in imposing our own rhythm on nature in the agricultural landscape, how we have altered the life cycle of plants

---

17 Vgl. Kap. 4.1.3.

and animals and even transposed the seasons, we become aware of how dangerous a role we have assumed, and there are many who say that the salvation of Landscape Three depends on relinquishing this power to alter the flow of time and on our returning to a more natural order. But the new ordering of time should affect not only nature, it should affect ourselves. It promises us a new kind of history, a new, more responsive social order, and ultimately a new landscape«. (Jackson 1984, 156–157; Hervorhebung im Original)

Landschaft soll keine Szenerie sein und auch keine politische Kategorie. Das wäre für Jackson »Landschaft Zwei«, wobei unklar ist, weshalb sich in den Landschaften der Moderne nicht auch das Politische zeigen soll, wo doch gerade Highways, Staudämme, Hochspannungsleitungen etc. als moderne »amerikanische« Infrastrukturen sicherlich Ausdruck eines raumplanerisch durchgesetzten politischen Willens und auch von Herrschaft wie in der »Landschaft Zwei« sind. Landschaft sei eine Ansammlung menschgemachter Räume auf der Erdoberfläche, also kein Ergebnis einer (humanistischen) Hochkultur und kein künstlerisches Produkt (Landschaftsgarten), sondern gerade auch alltägliches, mitunter abgeschrammtes, schäbiges Objekt. Man sieht, dass der Begriff des Charakters von Kulturen und Räumen, der für Jacksons ältere Texte zentral ist,<sup>18</sup> in dieser Landschaftsdefinition nicht mehr auftaucht. Daher kann man auch nicht einfach umstandslos eine Verbindung zwischen Landschaft Drei und der Europäischen Landschaftskonvention herstellen, wie Prominski (2009, 191), um hervorzuheben, wie zeitgemäß Jacksons Landschaftsauffassung sei. Denn für die Europäische Landschaftskonvention – und auch für Prominski – ist der *Charakter* zentral, den man einem Raum zuschreiben kann. Prominski zitiert die Konvention selbst mit den Worten: »Landschaft« (bedeutet) ein Gebiet, wie es vom Menschen wahrgenommen wird, dessen Charakter das Ergebnis der Wirkung und der Wechselwirkung von natürlichen und/oder menschlichen Faktoren ist.« (Ebd.) Neu ist in der Konvention lediglich, dass eine stärkere Aufmerksamkeit auf die Alltagswahrnehmung der Bevölkerung gelenkt wird und nicht eine gesellschaftliche Elite bestimmt, was Landschaft ist. Für Jackson ist Charakter ursprünglich eine Eigenschaft von »Landschaft Zwei«, und, da er von diesem Element der klassischen Landschaftsidee nicht lassen will, unterschwellig auch von »Landschaft Drei«. Damit verschwimmen jedoch Jacksons Kriterien und seine unterschiedlichen Landschaftsbegriffe. Das Gleiche gilt, wie wir gesehen haben, natürlich auch für Prominski. Wenn das Kriterium Charakter laut Europäischer Landschaftskonvention weiterhin entscheidend dafür ist, ob ein Gebiet eine Landschaft ist, dann kann von einer Ablösung des *traditionellen* Landschaftsbegriffs

18 »But no one is without character, no habitat of man is without the appeal of the existence which originally created it.« (Jackson 1951, 4)

keine Rede sein. Allenfalls soll es auf neue Raumzusammenhänge angewendet werden, wie dies etwa bei den altindustriellen Zonen der Fall ist. Durch die Integration der alltagsweltlichen Wahrnehmung der Bevölkerung in die Begriffsdefinition soll der Landschaftsbegriff zusätzlich demokratisiert werden, er wird aber nicht durch einen neuen abgelöst. »Landschaft Drei« umfasst nach Jackson nicht nur natürliche, sondern immer auch künstlich gemachte und veränderliche Umwelt, eine Auffassung, die aus seiner Betonung der menschlichen Gestaltung der Welt resultiert. Diese Betonung ergibt sich, weil er es in der innergeografischen Debatte ablehnt, die Anpassung der Kultur an die Natur nur als Naturzwang zu interpretieren. Diese theoretische Position und geschichtsphilosophische Festlegung behandelt er wie ein empirisches Faktum, also wie eine reale Eigenschaft der Räume: Keiner ist ungestaltet, weil eben der Mensch den göttlichen Auftrag hat, die Welt zu gestalten. Landschaften sind für Jackson Orte, an denen die Menschen Raum und Zeit organisieren und ihren eigenen geschichtlichen Prozess so ausdrücken, dass der natürliche Prozess von Wachstum, Reife und Verfall aufgehoben zu sein scheint. Aber auch die Artefakte menschlichen Schaffens unterliegen dem Zerfall. Jedoch ist Jackson der Überzeugung, dass der Mensch als gestaltende Kraft so stark ist, dass er sogar das kosmische Programm durch seine Ordnung ersetzen kann. Er bemächtigt sich gewissermaßen der Zeit und interveniert wie ein kleiner Gott in die Evolution. Das produziert die ökologische Krise der Moderne: Es ergeben sich nicht mehr automatisch charakteristische und geordnete Landschaftsbilder und damit geht der Sinn menschlicher Existenz verloren. Daher werden bei Jackson zunächst die Landschaftsarchitektur und dann die ökologische Planung zu stellvertretenden Instanzen Gottes auf Erden. Sie sollen nunmehr die notwendige Vermittlung von Nutzungen und landschaftlicher Harmonie funktional und bildhaft herstellen und so wieder eine sinnträchtige Ordnung stiften.

Aber Jackson scheint nicht ganz auf die gesellschaftliche Durchsetzungskraft seiner Vorstellungen zu vertrauen. Es ist auch kaum zu erwarten, dass die Gesellschaft so einfach einer neuen Priesterkaste aus Planern und Gestaltern folgt. Zudem ist ihm die Hybris seines Fortschrittsoptimismus klar, daher erwähnt Jackson die Gefahren der menschlichen Veränderung der Lebenszyklen und Naturrhythmen. Wenn also die Kultur ihre Gestaltungskraft verliert, weil ihre Zerstörungskraft übermächtig wird, wenn sie somit keine *cultura* mehr ist, dann ist für Jackson die ökologische Tragfähigkeit der Natur das einzige Regulativ, das an die neuen Nutzungen angelegt werden kann, um den Fortschritt zu bremsen. Ganz im Zuge des Zeitgeistes der 1980er Jahre ist es nun die Natur und nicht mehr primär die Gestaltungskraft des Menschen, die für eine neue Sinnstiftung und damit auch für eine neue Landschaftsgestalt bürgen muss. Da Jackson aber weiterhin kein Anhänger des Geodeterminismus oder des Naturalismus des Naturschutzes und weiterhin *gegen* die bloße Unterwerfung unter die natürliche Ordnung ist, tritt er nach wie vor für ihre vernünftige, jetzt aber ökologisch begründete Gestaltung ein. Nur dann kann für

ihn auch noch künftig von einer Humanisierung der Welt als Wohnstätte die Rede sein und Fortschritt sinnvoll gestaltet werden. Das Maß hierfür bleibt ein harmonisch-organischer Landschaftscharakter. Dass er diesen in den neuen amerikanischen Raumgestaltungen nicht mehr sehen kann, bringt ihn in größte Schwierigkeiten. Diese äußern sich in jener Unsicherheit bei der Suche nach einem neuen Landschaftsbegriff. Da aber bei allen Distanzierungsbemühungen von traditionellen Vorstellungen Landschaft weiterhin ein *charaktervoll-organischer Bildzusammenhang* ist, sind konstruktiv-rationelle Bildelemente wie das Rastermuster des Städtebaus nicht deshalb bedeutsam, weil der Landschaftsbegriff völlig neu wäre, sondern weil sie ›typisch amerikanisch‹ sind. Sie entsprechen der amerikanischen Kultur.

Jacksons Ausführungen kann man somit als respektablen Versuch und letztendlich vernünftige landschaftsarchitektonische Position betrachten. Nur umstürzend innovativ ist sie eben nicht. Neu ist lediglich, dass auch ein radikaler Landschaftswandel als Möglichkeit und Chance der Kulturentwicklung gesehen werden kann und nicht nur als Zerstörung und Verlust. Diese Perspektive ist das Resultat einer völkischen Pionierideologie, die bei der Interpretation des modernen amerikanischen Kapitalismus und seinen räumlichen Folgen versagt. Der mit Jackson angeblich theoretisch neu fundierte Landschaftsbegriff hat hierzulande vor allem eine *ideologische* Funktion. Während diejenigen, die auf der seiner Seite stehen, sich als offen und undogmatisch darstellen, werden seine Kritiker als Dogmatiker identifiziert, die unbelehrbar am ›alten‹ Landschaftsbegriff hängen. In der Kunst, der die Landschaftsarchitektur bei aller Betonung ihres Nutzenbezugs naheieft, ist diese Strategie laut Demand als so genannte ideologische Beschämung weit verbreitet. Man kann sogar sagen, sie ist konstitutiv für das moderne Kunstverständnis: »Die Figur der Beschämung im Reden über Kunst, bei dem jeder kritische Vorbehalt gegenüber dem angeblich geschichtlich Unausweichlichen als Symptom spießbürgerlicher Niedrigkeit entlarvt wird, gehört mit in diese Klasse.« (Demand (2012, 107) unter Bezug auf Barthes 1974)<sup>19</sup> Theoriebildung bzw. die Simulation von Theorie hat dann vorrangig die Aufgabe, den distinktiven Abstand zu anderen zu wahren, damit man sich, wie wir im Folgenden sehen werden, zu Vertretern des ›Eigentlichen‹, des ›Lebens an sich‹, stilisieren kann. Doch fehlt es diesen Ansprüchen nur zu offensichtlich an Substanz.

19 Barthes nennt derartige Sprachfiguren auch »letzte Figuren«, die es erlauben, den ideologischen Gegner zu identifizieren, zu vereinnahmen, aber auch abzuurteilen. »Das gilt auch für einige Vulgate: für das marxistische Reden, bei dem jeder Einwand ein Klasseneinwand ist; für das psychoanalytische Reden, bei dem jede Verleugnung ein Geständnis ist, für das christliche Reden, bei dem jede Ablehnung eine Suche ist usw.« (Barthes 1974, 45) So gesehen ist die Verwendung des ›alten‹ Landschaftsbegriff ein permanentes Eingeständnis reaktionären Denkens, sodass der ›neue‹ eine rhetorische Figur darstellt, die es erlaubt, vermeintlich progressive Landschaftsarchitektur von den anderen ›konservativen‹ Subdisziplinen Naturschutz und Landschaftsplanung zu scheiden.

#### 4.1.2.3 Zum wiederholten Versuch, ›Landschaft Drei‹ ins Spiel zu bringen

In seinem Versuch, Jacksons Theorie erneut zu animieren, um mit ihr die Notwendigkeit eines neuen Landschaftsbegriffs zu belegen, blendet Prominski (2009) nicht nur wesentliche Teile von dessen Weltanschauung aus. Die Kritik daran wird nicht beachtet (vgl. Prominski 2019), sodass lediglich nur noch ein vermeintlich kritisches Streben nach Deutungsmacht proklamiert wird: »Die neueren Definitionen von Landschaft streben eine veränderte Perspektive auf den Gegenstand und in der Folge andere Handlungsmöglichkeiten an. Damit beanspruchen sie eine Deutungsmacht, die sich kontinuierlich einer kritischen Reflexion stellen muss.« (Ebd., 668) Da aber die eigenen Glaubenssätze stereotyp wiederholt werden, ist wenig von Kritikfähigkeit zu bemerken. Weder das Theorie- und Gestaltungsverständnis von Jackson ist so offen, wie immer wieder behauptet wird, noch das eigene.

Neben der Kritik am latenten Rassismus der Theorie Jacksons und daran, dass diese gar nicht so neu und innovativ ist, war in der Debatte über seinen Landschaftsbegriff ein weiterer Kritikpunkt gewesen, dass dieser in seiner deutschen Interpretation keinerlei empirische Evidenz habe, obwohl er beanspruche, das Alltagsleben vollständig abzubilden. Denn wenn ein Wort im alltäglichen Sprachgebrauch nicht vorkommt, wie der Begriff Landschaft Drei, obwohl wiederum die Alltagssprache nach Schöbel-Rutschmann, der, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, Prominski in der Debatte beispringt, weiter sein soll als die Fachsprache (vgl. Schöbel-Rutschmann 2007, 55), dann müsste man eigentlich zugeben, dass das Ganze letztendlich ein akademisches Hirngespinnst ist. Prominski sieht es aber genau andersherum: Gerade, weil der neue Begriff keine Evidenz habe, sei er innovativ und daher umso wichtiger. Bei dieser Aussage nimmt er nicht etwa Bezug auf empirische Untersuchungen der Alltagssprache, sondern auf solche in der deutschen Landschaftsplanung (in der Landschaftsarchitektur gibt es so etwas nicht). Die landschaftsplanerische Begrifflichkeit ist aber wieder eine Fachsprache. Sie wird herangezogen, um die eigene Meinung zu bestätigen, denn die Untersuchungen zeigten, dass das »Wort ›Landschaft‹ in allen betrachteten Planwerken im Sinne eines engen, normativen Landschaftsverständnisses benutzt« werde (Prominski 2009, 668) und die Vorstellungen einer idealen Landschaftsgestalt sich daher an traditionellen, vorindustriellen Landschaftsbildern orientierten würden, sich somit also »einem historisierend-statischen Landschaftsverständnis zuordnen« (Wojtkiewicz und Heiland zit. n. ebd., 668–669) ließen. Es ergibt sich, was zu ›beweisen‹ war, nämlich »dass wir ein neues Verständnis brauchen, das *Dynamik* und *Menschengemachtes* einschließen kann.« (Ebd., 669; Hervorheb. d. Verf.) Aus dem Faktum, dass ein ›neuer‹ Begriff disziplinär offenbar nicht gebraucht wird, wird also geschlussfolgert, dass er dringend nötig ist, und dieser Schluss soll auch noch frei von normativen Setzungen sein. Da auch die traditionelle Kulturlandschaft ›menschgemacht‹ war, ergibt sich als ›neuer‹ alternativer Wert Dynamik. Dieser wird jedoch nicht liberal ausgelegt, sondern resultiert aus der Wertschätzung immer neuer Umbrüche von Landschaftsidenti-

täten durch die Pioniere. Er ist somit Ausdruck der ›amerikanischen‹ Komponente des klassischen Landschaftsverständnisses bei Jackson, der dessen Hybris in den 1980er Jahren ahnte und deshalb von der Notwendigkeit einer ökologisch motivierten Gestaltung durch gottgleiche Landschaftsarchitekten sprach. Gestaltung hatte sich dann auch bei Jackson an der Tragfähigkeit des Naturhaushaltes zu bemessen und sollte so wieder eine kosmologische Harmonie auf Erden stiften. Was daran aber im Sinne eines ›alten‹ Landschaftsbegriffes ›eng‹ sein soll, ist völlig unklar. Es kann daher zwar noch davon die Rede davon sein, dass Jackson mit seinem Begriff Landschaft Drei »die technischen Handlungen des Menschen ausdrücklich« einbeziehe, was allerdings nicht nur diesen Landschaftsbegriff auszeichnet, in keinem Fall aber davon, dass er auf »irgendwelche idealen Wunschbilder« (ebd.) verzichte. Denn da sich keine Abgrenzungskriterien zum ›alten‹ Landschaftsbegriff gewinnen lassen, weil das Ideal, eine kosmologische Einheit von Natur und Kultur, von Schönheit und Zweckmäßigkeit und damit eines umfassenden Lebenssinns schon immer das erklärte Ideal der Landschaftsentwicklung war und sich bis in die betont pragmatischen Ansätze der Freiraumplanung durchzieht, entpuppt sich der ›neue‹ Landschaftsbegriff als pures Wunschdenken. Ein groteskes Missverständnis Prominski ist zudem, dass die Kritiker diesem angeblich neuen Landschaftsbegriff »das Fehlen eines Ideals oder einer sinnstiftenden Funktion« (ebd., 670) vorwerfen würden. Denn da der ›neue‹ Begriff eigentlich der ›alte‹ ist, ist diese Debatte erstens gegenstandslos. Und dann ist zweitens auch der ›neue‹ nicht so sachlich-pragmatisch und damit rational, wie Prominski immer suggeriert. Sachlicher Pragmatismus ist drittens nicht wertfrei, sondern gewichtet den Wert der Effizienz sehr hoch (und passt daher in das instrumentelle Aufgabenverständnis der Landschaftsplanung). Es verwirrt sich also alles, was nur durcheinandergeraten kann.

Zwar wird in der Kritik an Prominski tatsächlich bemängelt, dass der ›neue‹ Landschaftsbegriff im Verhältnis zum ›alten‹ völlig abstrakt und damit beliebig sei. Gleichzeitig wird aber auch gezeigt – und das verschweigt Prominski –, dass er aufgrund seiner länderkundlichen Prägung in ein *weitgehend traditionelles* Sinnkonstrukt einzuordnen ist. Das passt Prominski natürlich nicht ins Konzept. Denn für Jackson manifestiert sich der Sinn der Welt darin, dass sich die Menschen ausgehend von ihrem ›Heim‹ die Welt erschließen und sie in immer wieder eigenen Formen kultivieren. Dadurch nehmen sie Anteil an der natürlichen Ordnung des Kosmos und entwickeln sie weiter. Und da vollkommene Kultur für Jackson die der weißen Angelsachsen ist, kann man auch hier kaum innovative Inhalte attestieren. Seine Theorie bildet lediglich den Stand ca. der 1950er und 1960er Jahre und die Stellung der Vereinigten Staaten als herausragende Weltmacht nach dem Zweiten Weltkrieg ab, einschließlich des latenten Rassismus der amerikanischen Kultur. Das alles wird ignoriert und diese Ignoranz zur unvoreingenommenen ›kritischen‹ Theoriebildung erklärt (vgl. dazu ausführlich Körner 2010b). Was daher in Zeiten von Klimawandel und Artenrückgang am amerikanischen Way of Life weiterhin vorbildlich

sein soll und was dann folgerichtig eine aktuelle ökologische Planung sein soll, wird von Prominski in keiner Weise erörtert.

Auch ist völlig unklar, was zusätzlich an diesem Welt- und Landschaftsbild ›sozial‹ oder ›demokratisch‹ sein soll, auch wenn Jackson neue Kriterien für den Wert einer Landschaft fordere und frage: ›Welche Möglichkeit bietet eine Landschaft, zwischen verschiedenen Handlungen frei zu wählen? Welche Möglichkeiten für sinnvolle Beziehungen zu anderen Menschen und mit der Landschaft selbst? Welche Möglichkeiten für individuelle Erfüllung und sozialen Wandel?‹ Prominski zitiert hier einen Text von Jackson 1997, bei dem es sich um einen deutschen Nachdruck handeln muss, der jedoch nicht in seiner Literaturliste ausgewiesen wird. Für Prominski bieten diese Kriterien »Spielraum und werden im besten Falle in demokratischen Gremien oder partizipativen Prozessen ausgehandelt [...] Mit dieser Offenheit ist die Landschaft Drei insbesondere für gestaltende Disziplinen wie die Landschaftsarchitektur eine produktive theoretische Basis.« (Prominski 2019, 670) Das hört sich gut an, faktisch werden aber die Probleme inhaltlicher landschaftsarchitektonischer Positionsbestimmung in demokratische Gremien verlagert. Im Rahmen einer Theoriebildung für die eigene Profession müsste aber Prominski zeigen, welche Spielräume für die Landschaftsgestaltung konkret existieren und wie sie sich von denen, die schon der ›alte‹ Begriff einräumt, unterscheiden, wenn definitorisches Neuland beschritten werden soll. Da der ›alte‹ davon ausgeht, dass die gegebenen natürlichen Potenziale in einem Raum – bei Beachtung ihrer Belastbarkeit – gefördert werden sollen, wäre zu fragen, was darüberhinausgehend noch ökologisch tragbar wäre. Das hält ihn aber auch hier nicht davon ab, auf dieser höchst unsicheren Basis gleichsam höchste Ansprüche zu erheben. So soll der Dualismus »von Stadt und Landschaft, Mensch und Natur« (ebd., 671) endlich aufgehoben werden, denn schließlich leben wir im so genannten Anthropozän. »Im Anthropozän ist die gesamte Erdoberfläche zur Landschaft Drei geworden, wo wir das kosmische Programm beschleunigen, verlangsamen oder auseinanderdividieren und damit unser eigenes ›Programm aufstellen.« (Ebd.) Um große Worte nie verlegen, zitiert Prominski hier die oben ausführlicher und in der Originalsprache wiedergegebene Landschaftsdefinition von Jackson, der damit ausdrücken will, dass ›der Mensch‹ an die Stelle Gottes getreten sei und nunmehr die Naturordnung bestimme. Im Gegensatz zu Prominski erkennt Jackson aber die mit der menschlichen Gestaltungskraft verbundene Hybris und *diese Erkenntnis* führt nicht nur zur ›Ökologisierung‹ seiner Theorie, an deren Ende der ökologische Planer als kleiner Gott auf Erden steht, sondern auch zu seinem Versuch, einen neuen Landschaftsbegriff zu kreieren. Der ›neue‹ Begriff ist somit zunächst Ergebnis eines *Scheiterns*, weil mit den Methoden der Länderkunde einer *Human Geography* die Realität des modernen Kapitalismus, der sich um regionale Eingebundenheit nicht schert, nicht mehr abgebildet werden kann. Daher endet Jacksons Versuch, einen ›neuen‹ Landschaftsbegriff zu definieren, letztlich in einem Abklatsch des

›alten‹, weil er seine länderkundliche Perspektive nicht verlassen kann und diese nicht mehr hergibt. Dieses Scheitern versucht Prominski als großartigen Erfolg zu verkaufen.

### 4.1.3 Der Sinn fürs Ganze: Landschaftsarchitektonische Vermarktungsstrategien

Das ist nur deshalb möglich, weil Realitätsferne für die Landschaftsarchitektur Ausdruck von Innovationskraft ist, und da eine neue Theorie nicht in Sicht ist, wird der eigene ›konservative‹ Landschaftsbegriff einfach als progressiv deklariert. So auch bei Sören Schöbel-Rutschmann, der seinerzeit in der Debatte über Landschaft Drei Prominski beigeprungen ist. Schöbel verweist darauf, dass der Landschaftsbegriff diffus geworden sei und führt als Beleg allerlei Beispiele an, wie die Medienlandschaft, Wohnlandschaft, Fernsehlandschaft, Presselandschaft, Kunstlandschaft, Theaterlandschaft, Spiellandschaft, Unternehmenslandschaft usw. (vgl. Schöbel-Rutschmann 2007, 54) Diese Begriffsvielfalt und die vermeintliche Auflösung des Raumcharakters von Landschaft wird von ihm gegen das Argument von Körner (2006a) und Eisel (2007) ins Feld geführt, Landschaft beschreibe als Idee einen präzise benennbaren Sinnhorizont, dem man sich nicht so ohne weiteres entziehen könne. Und da Schöbel-Rutschmann wie Prominski der Auffassung ist, man solle den Landschaftsbegriff offener fassen, hat er nichts gegen die Diffusität von Jacksons Definitionsversuchen einzuwenden. Allerdings versteht auch er, wie Prominski, nicht, dass diese von Jackson *gar nicht beabsichtigt war*, sondern Ausdruck eines Suchprozesses nach einer besseren Definition sind. Hinzu kommt, dass bei Jackson keinesfalls ein Beleg für ein Unräumlichwerden des modernen Landschaftsbegriffs zu finden ist, im Gegenteil: für ihn ist die Landschaftsarchitektur eine Art *gestaltende Geografie*. Schöbel-Rutschmann verwechselt mit seinen Beispielen hingegen schlichtweg *Metaphern* mit *Begriffen* (vgl. Eisel 2008). So steht Medienlandschaft beispielsweise für den abstrakten Gesamtzusammenhang des Journalismus und der Unterhaltungsindustrie in einem Land, aber nicht für einen konkreten regionalen Kontext:

»Man will, dass der Zuhörer ein Bild vom Gegenstand als Gesamtzusammenhang in sich hervorzurufen versucht, wenn man ihm irgendeine jener Metaphern nennt. Und dies ist kein räumliches Bild (wie bei der ›richtigen‹ Landschaft; d. Verf.), sondern eine Assoziation, so als sei die Atmosphäre dieser Gesamtvorstellung so etwas wie ein überblickbarer Raum.« (Ebd., 57–58)

Die Metaphern sollen also in der Alltagssprache nur den *Eindruck* wecken, es handle sich um einen sinnhaften Gesamtzusammenhang von etwas, was im begrifflichen Sinne nicht genau bestimmt wird. Diese gedankliche Ungenauigkeit deklariert

Schöbel-Rutschmann dann zur undogmatischen ›Offenheit‹ gegenüber neuen Bedeutungen von Landschaft. Gleichzeitig sagt er, wie bereits erwähnt, aber auch, dass die Alltagssprache präziser sei »als die Landschaftsarchitektur selbst« (Schöbel-Rutschmann 2007, 55). Wenn also diese Metaphern als Beleg für die Präzision der Alltagssprache angeführt werden, dann kann das nur heißen, dass die landschaftsarchitektonische Rede über Landschaft völlig diffus ist.<sup>20</sup>

Für die Landschaftsarchitektur würde die Aufgabe des konkreten Raumbezugs jedenfalls die disziplinäre Selbstaufgabe bedeuten, denn sie wäre dann keine architektonische Disziplin mehr. Als solcher muss es ihr also weiterhin zentral auf den räumlichen und bildhaften Charakter ihres Objekts ankommen. Die Frage ist dann nur, *wie* dieser Charakter begrifflich gefasst wird, damit er als ›landschaftlich‹ anerkannt werden kann. Daher kann auch nicht die Rede davon sein, dass bei Jackson der Raumbegriff obsolet geworden wäre, ganz im Gegenteil, und damit sind auch die Bildeigenschaften der Landschaft nicht irrelevant geworden; sie sind vielmehr für Jackson Abbild kosmischer Ordnung. Das wiederum heißt, dass auch Schöbel-Rutschmanns Position keinerlei theoretisches Fundament hat und daher infolgedessen zwischen der Beschreibung räumlich-bildhafter Qualitäten der Landschaft in der traditionellen Idee und der angeblichen Erweiterung des Landschaftsbegriffs auf unräumliche Kontexte hin und her schwankt. So wird einerseits gesagt, dass mit der Verwendung jener von ihm angeführten Metaphern weder »distinktive noch explizit szenische Qualitäten« angesprochen seien. Das hieße, »die Bezeichnung ›Landschaft‹ verbindet sich nicht notwendig mit einer Wertung und noch nicht einmal mit einer ausgesprochenen Bildhaftigkeit des Bezeichneten« (Schöbel-Rutschmann 2007, 55)<sup>21</sup>, wie sich bei Medienlandschaft zeige:

»Das wird besonders deutlich, wenn wir uns beispielhaft eine Begriffsfamilie aus den ›Landschaften‹ herausgreifen: ›Medienlandschaft‹ darf wohl als allgemein gebräuchlich gelten.<sup>22</sup> Wenn ›die Medien‹ als Ganzes angesprochen werden, dann geht es häufig um ihre Stellung als vierte Gewalt im Staat. Die drei anderen Gewalten werden von Google deutlich seltener gefunden: ›Gerichts-/Justizlandschaft‹, ›Behörden-/Ämterlandschaft‹ und schließlich ›Parlamentslandschaft‹.« (Ebd., 54)

20 Der Begriff Landschaft Drei soll den der herkömmlichen Idee der Landschaft ersetzen bzw. differenzieren. Er müsste dann auch so viel kulturelle Überzeugungskraft besitzen, dass er aus dem landschaftsarchitektonischen Fachdiskurs in die Alltagssprache einsickern kann. Dass man dann künftig eigentlich z. B. ›Erholungslandschaft Drei‹ sagen müsste, ist an Weltfremdheit nicht zu übertreffen.

21 Mit dieser Ansicht befindet er sich allerdings wie Prominski in Widerspruch zu den üblichen Argumentationen in der Landschaftsarchitektur. Hier wird ständig über die Bedeutung von Bildern geredet.

22 Warum Medienlandschaft aber eine Begriffsfamilie ist, bleibt unklar.

Andererseits sagt Schöbel, dass zwar unter den vier Gewalten keine Hierarchie gebildet werde, »es entwickelt sich vor unseren Augen auch keine bildhafte Szene, und dennoch verleiten ihre jeweiligen Eigenschaften – ihre Qualitäten – offenbar unterschiedlich dazu, ihre *räumliche* Struktur als ›-landschaft‹ zu charakterisieren, die wiederum eine eigene Qualität darstellt« (ebd.). Offenbar kommt es also doch auf die räumliche Struktur als eine entscheidende landschaftliche Qualität an. Wie sehr er infolgedessen traditionellen Deutungsmustern verhaftet bleibt, zeigt sich dann prägnant bei seinen Vorstellungen über die Integration von Windkraftanlagen in die Landschaft, die an landschaftlich ›sinnvollen‹ Orten gebaut werden und die *Eigenart* der Landschaft herausstreichen sollen (vgl. Schöbel 2012). Das entspricht letztlich dem Gestaltungsverständnis des Heimatschutzes, das nur auf ein neues Objekt bezogen wird.

Jackson, Prominski und Schöbel-Rutschmann sind also weit davon entfernt, den zentralen disziplinären Gegenstand und damit die gesellschaftliche Aufgabe der Landschaftsarchitektur neu und exakter zu bestimmen. Ihre nur schwer nachvollziehbaren Versuche, einen alternativen Landschaftsbegriff zu etablieren, ergeben nur dann einen Sinn, wenn man sich vor Augen hält, dass irgendwie für Offenheit, Pluralität, unkonventionelles und antihierarchisches Denken plädiert wird und auf dieser diffusen Basis die kulturelle Deutungshoheit der Landschaftsarchitektur verteidigt werden soll.<sup>23</sup> Und da diese innovativ sein soll, kann nicht zugegeben werden, dass man weiter einfach dem ›alten‹ Begriff folgt, sondern es muss scheinbar theoretisch Umstürzendes geboten werden. Zwar wird behauptet, es gehe um die Deutungsmacht *einer Theorie* in einem wissenschaftlichen Diskurs (vgl. Prominski 2009, 184), die gilt, bis sie widerlegt ist, de facto ist man aber immun gegen Einwände und will das Offensichtliche nicht sehen – wie z.B. auch, dass Metaphern keine Begriffe sind. Da zudem bei aller vorgegebenen Offenheit doch ein bestimmtes normatives Interesse vorliegt, wird auch nicht analysiert, was im aktuellen Sprachgebrauch des Alltags und dem der Wissenschaft mit dem Begriff Landschaft bezeichnet wird,<sup>24</sup> sondern es soll eine Landschaftstheorie für die Landschaftsarchitektur entwickelt werden, »mit der die Profession zukunftsorientiert arbeiten und die ihren Gegenstand beschreiben kann – nicht mehr und nicht weniger. Landschaftsarchitektur verstehe ich im englischen Sinne der ›Landscape Architecture‹ als die umfassende Disziplin zur Gestaltung und Planung

---

23 Daher wird diese Debatte auch als Auseinandersetzung über die Deutungshoheit im Fach wahrgenommen und den Kritikern jenes ›neuen‹ Landschaftsbegriffs unterstellt, sie wollten sie erringen (vgl. Schöbel-Rutschmann 2007, 53). Man kann sich gar nicht vorstellen, dass es nicht um Konkurrenz, sondern um Wissenschaft, d.h. um die Geltung von Begriffen geht, weil man selbst nicht weiß, wie Wissenschaft betrieben wird. Das liegt daran, dass Theoriebildung als Lobbyarbeit missverstanden wird.

24 Vgl. dazu die Analysen von Hard (1969; 1970).

der räumlichen Umwelt« (Prominski 2009, 187). Das fachpolitische Interesse ist also maßgeblich, sodass sich an der Landschaftsarchitektur bemessen soll, was an raumwirksamen Nutzungen möglich ist und was nicht. In der Landschaftsplanung nannte man dieses Interesse in den 1960er Jahren Gesamtplanungsanspruch. Dieser ist krachend an den demokratischen Realitäten gescheitert (vgl. Körner 1991) die – Jacksons Propaganda für eine stellvertretende Instanz Gottes auf Erden zum Trotz – keine allentscheidende Planungsdisziplin akzeptieren. Dieser Anspruch wird jetzt wieder von Prominski aufgewärmt, obwohl er nicht zu der von ihm proklamierten demokratischen Orientierung der Landschaftsarchitektur passt, insofern demokratischen Gremien Entscheidungsgrundlagen vorgelegt werden sollen, und man mit etwas mehr disziplinhistorischen Wissen auch zu einer realistischeren Einschätzung landschaftsarchitektonischer Durchsetzungskraft gelangen könnte. Beides – Vorlage entscheidungsfähiger Erkenntnisse und Reflexion der eigenen Möglichkeiten – ist aber leider gar nicht das Ziel. Und so wird das traditionelle Glaubenssystem der Landschaftsarchitektur bestätigt und suggeriert, es handele sich dabei um eine wissenschaftliche Revolution und einen kulturellen Paradigmenwechsel. Faktisch aber wird aber im Rahmen des alten Paradigmas das Verständnis von sinnvollem Fortschritt nur rhetorisch an das angepasst, was ohnehin geschieht, sodass die Raumgestaltungen der globalisierten Ökonomie einfach als landschaftlich anerkannt werden (sollen). Damit fällt Prominski sogar hinter Jackson zurück.

Da sich die Landschaftsarchitektur für die allgemeine Sinnstiftung verantwortlich fühlt, lässt sich aber auch schlecht sagen, dass alles gut ist, was passiert, auch wenn man offen für alles ist. Denn Sinn ist nicht beliebig und ergibt sich für die Landschaftsarchitektur noch immer dadurch, dass sich die Vielfalt des Lebens in charaktervollen Landschaften entfaltet. Infolgedessen muss eine sinnvoll gestaltete Landschaft eine »organisch gewachsene« Funktionalität aufweisen, also eine individuelle Ganzheit sein. Auch das zeigt sich sehr schön bei Schöbel-Rutschmann, dessen Beschreibung landschaftlicher Einordnung von Windkraftanlagen konsistent dem traditionellen Landschaftsideal *in all seinen Facetten* folgt und sich in seinen »sieben Grundregeln dialogischer Windenergieplanung«, die er aufstellt, widerspiegelt. Diese sind: »1. landschaftlich einfügen, 2. Vielfalt ermöglichen. 3. Gemeinwillen zeigen, 4. Eigenart erhalten, 5. Dialoge führen, 6. Zusammenhänge schaffen, 7. Sinn stiften.« (Schöbel 2012, 136)<sup>25</sup>

Dass »Dialoge führen« in einer Konzeption »dialogischen Planung« an zweitletzter Stelle genannt wird, erstaunt, ist aber schlüssig, wenn man bedenkt, dass die Landschaftsarchitektur, allen Proklamationen zum Trotz, letztlich nicht an demokratischen Entscheidungsfindungsprozessen interessiert sein kann, wenn sie provozierende Avantgarde sein will und gesellschaftlichen Entwicklungslinien vorge-

25 In dieser Publikation hat er seinen Doppelnamen abgelegt.

ben will. Das schließt gleichberechtigte Dialoge schlichtweg aus. Wichtiger ist, das überrascht nicht, nach Schöbel die Erhaltung und Steigerung landschaftlicher Vielfalt und Eigenart. »Gemeinwillen zeigen« wirkt wie der Versuch, sich demokratisch verhalten zu wollen, ist aber völlig konform mit dem traditionellen Landschaftsverständnis. Denn im landschaftlichen Ganzen entfaltet sich immer auch die lokale menschliche Gemeinschaft. Es liegt also nahe, dass diese Formulierung wie im konservativen Gesellschaftsmodell verstanden wird: Man zeigt Gemeinwillen, aber nicht, weil man etwa die aktuelle, demokratisch beschlossene Windkraftnutzung akzeptiert, sondern weil man bereit ist, sich in die vorgegebene Natur und menschliche Gemeinschaft *einzu*fügen. Das heißt, dass man nicht egoistisch seinen Nutzeninteressen nach reinen Effizienzkriterien folgt, sondern das Landschaftsbild mit seinen Eigenheiten achtet und weiterentwickelt, weil sich sinnvolle Kultur dann ergibt, wenn – unter Anleitung der Landschaftsarchitektur – das Vorhandene nicht durch abstrakte Überformung zerstört, sondern in seiner Entfaltung gestärkt wird. Daher sind für Schöbel die praktischen Konsequenzen bei der Einfügung von technischen Artefakten in die Landschaft klar:

»Bei der Planung von Windenergieanlagen im besiedelten und intensiv genutzten Binnenland soll daher nicht nach der ›industriellen Logik‹ verfahren werden. Vielmehr müssen diese neuen Elemente nach bestimmten Regeln als Teil der Kulturlandschaft entwickelt werden, um Flächenkonkurrenzen und Konflikte vorzubeugen. Außerdem solle bei der Planung darauf geachtet werden, dass andere vorhandene Kulturlandschaftsstrukturen nicht zerstört werden; dafür biete es sich an, vernachlässigte historische Strukturen wieder aufzugreifen.« (Ebd., 49)

Soweit also nichts Neues.<sup>26</sup>

- 26 Auch Hauck kommt zu dem Schluss, dass Schöbel von einem organischen Funktionalismus und der Landschaft als Kulturlandschaft ausgeht. Schöbel erwecke den Eindruck, dass seine Analyse der für die landschaftliche Integration von Windkraftanlagen relevanten Landschaftsstrukturen objektiv sei, statt ihren subjektiven Charakter zuzugestehen und das führe dazu, dass er gar nicht ergebnisoffen die Gestaltung der Landschaft debattieren wolle. »Diese Verschleierung der notwendig subjektiven Herangehensweise wäre gar nicht notwendig, da es sich pragmatisch sehr gut begründen lässt, warum man ›Landschaft‹ so analysiert, weil sich der Widerstand gegen Windenergieanlagen fast ausschließlich an Fragen entzündet, die das Verständnis von ›Landschaft‹ als Kulturlandschaft betreffen. Erst durch das Offenlegen der ästhetischen Idee hinter seinem Gestaltungsprinzip könnte der von Schöbel angestrebte Planungsdialog tatsächlich ergebnisoffen und transparent geführt werden« (Hauck 2014, 243). Auch Hauck erliegt hier dem Irrtum, Landschaftsgestaltung sei rein subjektiv. Zwar ist sie nicht von einem derartigen Objektivierungsgrad wie die empirischen nomothetischen Wissenschaften, aber dennoch folgt die Wertschätzung z. B. der traditionellen Kulturlandschaft erstens einem allgemeinen kulturellen Deutungsmuster, das individuelle ästhetische Präferenzen strukturiert. Im Begriff der Kulturlandschaft als ›regulative ästhetische Idee‹ der Landschaftsgestaltung ist zweitens die Auffassung integriert, dass die Landschaft funktio-

Ein anderes Beispiel dafür, wie traditionelle Wert- und Wahrnehmungsmuster als visionäre Perspektive ausgegeben werden, bietet Prominski. Er will zum einen zukunftsgerichtet arbeiten, bleibt aber mit dem Kriterium Charakter dem herkömmlichen Landschaftsbegriff verhaftet: Am Beispiel eines Studienprojekts am Flughafen Hannover hebt er hervor, dass die Studierenden dessen Umfeld zunächst als eine beliebige Gegend gesehen hätten und dass »erst die offenere und weitere Definition von Landschaft als dynamischem System menschgemachter Räume« es ihnen ermöglicht habe, »die Gegend als Landschaft zu sehen. Sie entdeckten ihre charaktervoll-vielfältige, also individuelle Einheit von Kultur und Natur, und gestalteten sie weiter zur Entfaltung menschlicher Möglichkeiten« (Prominski 2006, 37). Prominski meint also, dass seine (durch eine Fehlinterpretation Jacksons entstandene) Perspektive eine *Gegend* zur *Landschaft* gemacht habe und dass diese deshalb innovativ sei. Doch folgt das Zitat exakt der christlich-humanistisch geprägten, konservativen Landschaftsvorstellung, wie sie seit über zwei Jahrhunderten üblich ist: Eine Gegend kann dann als Landschaft wahrgenommen werden, wenn man eine Eigenart identifizieren kann und sie vielfältig ist. Man könnte noch hinzufügen, dass es nicht nur darauf ankommt, die menschlichen Möglichkeiten zu entfalten, sondern auch die natürlichen, da eine Einheit von Kultur und Natur ausdifferenziert werden muss. Dieses traditionelle Deutungsmuster und die herkömmliche Praxis der Landschaftsarchitektur werden dann aber einfach zum avantgardistischen Tun umdeklariert, wie Eisel anmerkt:

»Sein Kern (der des ›alten‹ Landschaftsgefühls; d. Verf.) (der ja nicht an Objekten wie Wiesen, Schafen und Brezelwegen festgemacht ist) wurde auf ein widerspenstiges Objekt übertragen. Somit wurde erstens auf die Existenz und Kraft dieses Kerns im *Common Sense* zurückgegriffen und zweitens dieser Kern bei den Studenten bestätigt und gefestigt. Das ist das Gegenteil von dem, was Prominski zu tun

---

nal organisiert sein und Schönheit mit Zweckmäßigkeit verbunden werden soll. Daher lässt sich auch über das Kriterium der Nutzbarkeit ein gewisser Objektivitätsstatus erzielen, wenn man wiederum den organischen Funktionalismus wie den mechanischen nicht einfach mit einem rein ästhetischen Funktionalismus verwechselt, wie Hauck (vgl. ebd., 244). Vielmehr ist der Funktionalismus allgemein eine Verbindung von künstlerisch-individualisierenden und industriell-universalisierenden Produktionsprinzipien (vgl. Kap. 6). Man muss es daher auch an dieser Stelle noch einmal sagen: In der Landschaftsgestaltung geht es *nicht* um rein subjektive ästhetische Geschmacksurteile und daher auch *nicht* wie in der Kunst um reine Subjektivität! Da Hauck sich selbst nicht nur als Landschaftsarchitekt und Wissenschaftler, sondern auch als Künstler versteht, verwechselt er beide Gestaltungsbegriffe und betrachtet latent den Funktionalismus als Einschränkung künstlerischer Freiheit, obwohl ihm natürlich klar ist, dass die Landschaftsgestaltung praktische Zwecke erfüllen muss. Dessen ungeachtet ist Schöbel nicht in der Lage, seine Gestaltungsauffassungen dahingehend zu verobjektivieren, dass er sie auf den Kulturlandschaftsbegriff bezieht, sodass für Hauck der Eindruck eines mühsam verschleierte Subjektivismus entstehen muss.

glaubte: Er hat Wasser auf die Mühlen der Idee der Landschaft 2 geleitet, und das nennt er dann Landschaft 3.« (Eisel 2007a, 54)

Der alte Landschaftsbegriff – Landschaft Zwei – und auch die traditionellen Wertmuster werden – wie schon bei den alten Industrieregionen – auf eine Gegend bezogen, die man vorher nicht als Landschaft gesehen hat. Von einer neuen Wahrnehmung und Gestaltungspraxis kann auch hier keine Rede sein, allenfalls von einem *neuen Objekt* der ›normalen‹ Landschaftswahrnehmung.

Dieses sich um Eigenart und Vielfalt zentrierende Wertmuster der Landschaftsgestaltung und des Naturschutzes wirkt also selbst bei denjenigen weiter, die es abschaffen möchten. Dies festzustellen hat nichts damit zu tun, dass unbedingt die Idee der ›alten‹ Landschaft verteidigt werden soll, sondern ist offensichtlich einfach ein Faktum. Da die Idee der Landschaft beinhaltet, dass Landschaft der Ausdruck eines kosmologischen Zusammenhangs von Kultur und Natur ist, ist sie Spiegel und Maß gelungener Entwicklung, d.h. von *cultura*, und da sie sowohl ein Ideal als auch jeweils konkreter Raum ist, will die Landschaftsarchitektur nicht einfach nur als Dienstleister für die Gesellschaft funktionierende Freiräume erstellen, sondern mit Idealen Räume entwerfen und bauen. Man beansprucht dann letztlich nicht nur, der Gesellschaft ihr Maß – und damit ihren Sinn – vorzugeben, sondern diesen Sinn auch noch zu revolutionieren. Daher will Peter Latz z.B. mit den Gestaltungen in den alten Industrieregionen einen neuen Naturbegriff erzwingen.<sup>27</sup> Dass dabei im Kontext von Planung in modernen Demokratien nicht mehr einfach ›von oben‹ Konzepte durchzusetzen, sondern Dialoge zu führen sind, wird zwar bedacht, bleibt aber folgenlos. Die Tatsache, dass bei Prominski und Schöbel im Gegensatz zu Jackson völkische Konnotationen fehlen, kann dann zwar als redliche Anerkennung der demokratischen Eingebundenheit von Landschaftsgestaltung gesehen werden, bedeutet aber keinesfalls, dass sie nicht jederzeit reanimierbar wären. Gerade Jacksons Theorie schützt davor gerade nicht.

Aus all dem folgt, dass das Selbstverständnis der Landschaftsarchitektur in jedem Fall politisch prekär ist, weil sie versucht, konservative Werte als progressive zu deklarieren. Die daraus sich ergebende Ambivalenz wird auch nicht durch das, was als kritische, mehr oder weniger bewusst künstlerische Praxis ausgegeben wird, abgeschwächt. Im Gegenteil:

»Dieser, in der Öffentlichkeit jedoch zuweilen als elitär gedeutete Ansatz, ist in einer Mitbestimmungs- und Wissensgesellschaft mit erheblichem höheren Risiko verbunden als der objektiv begründete, wissenschaftlich fundierte und durch mehrheitliche Abstimmung abgesicherte Gestaltungsansatz. Doch das höhere persönliche Risiko des Scheiterns – in der bildenden Kunst selbstverständlich –

27 Vgl. Kap. 4.1.

wird im geglückten Fall durch ein Werk belohnt, dessen Kanten im übertragenen Sinn nicht durch Mehrheitsbeschlüsse rund geschliffen wurden. Solche Werke sind für den Betrachter nicht nur lesbar, sondern sprechen ihn substantiell an. Indiz für die Qualität solch ›kantiger‹ Projekte ist in vielen Fällen, dass sie in der öffentlichen Meinung keineswegs unumstritten sind, denn Emotionalität und Subjektivität lassen nie kalt.« (Weilacher 2007, 17)

Mit der Bezeichnung verwissenschaftlichter Gestaltungsansatz bezieht sich Weilacher auf die instrumentelle und naturschutzorientierte Landschaftsplanung, die eine stringente Reaktion auf den Versachlichungszwang in modernen Demokratien ist. Deutlich wird auch hier der künstlerisch-elitäre Ansatz der Landschaftsarchitektur. In diesem Rahmen spielt Subjektivität tatsächlich eine entscheidende Rolle, der die Dialogfähigkeit der Landschaftsarchitektur erkennbar begrenzt, nur ist sie eben keine reine Kunst. Obwohl also auf der politischen Verfahrensebene in Wettbewerbsjurs mehrheitlich über die bauliche Verwirklichung von Entwürfen entschieden wird, dabei Raumfunktionen zu berücksichtigen sind und ›Landschaft‹ ein allgemein beschreibbares kulturelles Deutungsmuster repräsentiert, soll die *Haltung* der Landschaftsarchitektur gerade nicht demokratisch sein, weil das Originalität tötet. Dies gilt dann auch für die Arbeit in den interdisziplinären Teams (vgl. Prominski 2006, 37 und Stokman 2013) die notwendig wird, weil die Bauaufgaben ohne Hinzuziehung von Spezialdisziplinen nicht lösbar sind. Hier wird beansprucht, die leitende Instanz zu sein, die die disziplinären Lösungsbeiträge (der Bautechnik, Klimatologie, Bodenkunde, Pflanzenverwendung etc.) entwurflich zu einem stimmigen, d.h. charakteristischen räumlichen Ganzen integriert. Und da aber immer auch funktionale Ansprüche an den Raum bedacht werden müssen, kann Landschaftsarchitektur bei aller Originalitätssucht keine reine Kunst sein, die im Zweifelsfall kompromisslos ihren eigenen Zielen folgt, sondern, es muss letztlich eine dienende Rolle eingenommen werden, um nutzbare Freiräume für andere herzustellen. Die geschmähete Kulturlandschaft selbst ist ja das Symbol eines sinnvoll genutzten Gesamtraums. Die Nähe der Landschaftsarchitektur zur Kunst ergibt sich daher lediglich aus der Notwendigkeit kreativer Arbeitsanteile beim Entwerfen und bei der individuellen Ausgestaltung von Problemlösungen. Als akademisiertes Handwerk, das sich mit dem Landschaftsbild als symbolhaftes Abbild eines kosmologischen Allzusammenhangs von Natur und Kultur beschäftigt, folgt sie dann nicht nur der antiken Idee von *cultura*, sondern auch der von *techné* (vgl. Körner 2001b, 400).<sup>28</sup> Entwerfer sind daher im besten Fall praktisch und kulturell versierte und deshalb verantwortungsvolle Künstler-Ingenieure.

28 Daher sind auch Baustoffe für Weilacher keine ›toten‹ Materialien, sondern bedeutungsge-laden: Sie stehen symbolisch für das Leben; vgl. Kap. 1.3.

Wie antiquiert trotz aller hochfahrenden Ansprüche das landschaftsarchitektonische Selbstverständnis ist, zeigt sich schon darin, dass sich die zeitgenössische Kunst dem Anspruch, Sinn zu stiften, vehement widersetzt und zwar *gerade dann, wenn sie sich als avantgardistisch versteht*.<sup>29</sup> Denn mit der Autonomisierung von Kunst beziehen sich Kunstproduzenten

»nun bloß auf ihre Subjektivität und auf den Kunstmarkt oder die entstehenden Sammlungsinstitutionen [...] und nicht mehr auf die Verkörperung von religiösen oder politischen Inhalten. Das schränkt die Zuständigkeit von Künstlern und die Produktion von Kunstwerken, mit dem Zweck, ästhetische Erfahrung zu ermöglichen, ein und damit auch ihre gesellschaftliche Relevanz. Künstler sind zu Spezialisten der Darstellung von Subjektivität geworden. Diese Spezialisierung stimmt aber nicht mit der *Eigenwahrnehmung* des künstlerischen Subjekts in der Ausübung der künstlerischen Praxis überein. In der künstlerischen Produktion kann nämlich alles – Theorien, Dinge, andere Kunst, Ideen – zum Erscheinungsmaterial werden, das zu neuen ästhetischen Ideen und Gestaltungsprinzipien führt und so zu neuen exemplarischen Kunstwerken. Mit der Spezialisierung der Kunst auf das Ästhetische geht also keineswegs eine Spezialisierung auf bestimmte Themen oder Gegenstandsbereiche einher. Künstler sind Spezialisten für alles.« (Hauck 2014, 230)

Die Landschaftsarchitektur hält sich zwar auch für eine Spezialistin für das Ganze, sie ist aber eben nicht rein ästhetisch. Die kultivierte Offenheit für alles, die sich mit dem Paradigma individueller Gestaltung verbindet, erklärt dann zum einen die Aversion gegen strenge begriffliche Definitionen. Zum anderen öffnet sich dadurch aber jenes bei Prominski und Schöbel-Rutschmann deutlich gewordene Einfallstor für undurchschaute weltanschaulich-politische Positionierungen. Das ist aber in der Landschaftsarchitektur kein großes Problem, das sie aber dennoch immer wieder ›theoretisch‹ umtreibt, weil hier eine Leerstelle ist.

Denn zur Überwindung der prekären Kluft zwischen antiegalitären künstlerischen Anspruch, konservativer Bedeutung von Eigenart sowie egalitärer demokratischer Eingebundenheit und allgemeiner Funktionalität der Gestaltungen müssen Zugeständnisse gemacht werden. Zwar führt Weilacher daher aus, dass mit der »wieder gewonnenen Freiheit in der Landschaftsarchitektur«<sup>30</sup> »natürlich ein erhebliches Maß an Verantwortung verbunden« sei (Weilacher 2007, 17), seine Position bleibt aber undeutlich und eher jenem künstlerischen Anspruch zugeneigt. Mit Verantwortung ist ihm zufolge auch die Bekämpfung des Theoriedefizits der

---

29 Vgl. dazu auch Körner (2001, Kap. 6.2).

30 Damit ist die Freiheit des kreativen Entwerfens gemeint, nachdem lange Jahre das Fach durch die verwissenschaftlichte, instrumentelle landschaftsplanerische Ausrichtung geprägt war.

Landschaftsarchitektur gemeint, vor allem aber heißt dies für ihn, dass die Landschaftsarchitektur angesichts der heutigen medial verbreiteten Bilderflut nicht selbst zu »einer Art gestalterischen Sprachverwirrung« beitragen, sondern *Bilder* mit »sinnvollen Zusammenhängen« anreichern solle (ebd.). Dazu solle sie »nicht auf vordergründige ›Whow-Effekte‹, sondern auf das gekonnte Herausarbeiten subtiler Umwelterscheinungen« (ebd., 18) Wert legen. Das kann man nur unterstreichen, allerdings kann auch dieser Hinweis nichts Anderes heißen, als dass man auf die Eigenarten der ›Umwelt‹ eingeht. Tatsächlich schweben Weilacher dabei Gestaltungen vor wie in den altindustriellen Regionen. Diese orientieren sich, wie wir gesehen haben, an der historisch entstandenen Eigenart dieser Räume, sowohl im Hinblick auf die Industriearchitektur als auch auf die urban-industrielle Natur. Da er aber die Landschaftsarchitektur eher als Kunstform sieht, wird von Weilacher die Suche nach authentischen Bildern, die die Realität der durch die Werbeindustrie geprägten klischeehaften Bilder von Natur und auch von Stadt kritisch reflektieren, zu ihrer eigentlichen Aufgabe erklärt. Die Funktionalität von Gestaltungen spielt dann weiterhin eine eher untergeordnete Rolle (vgl. Weilacher 2007).

Bei all dem ist aber die Landschaftsarchitektur der zivilisationskritischen Tradition des Heimatschutzes und auch der Suche des ökologisierten Naturschutzes nach Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit immer näher als sie denkt, weil ›Landschaft‹ Symbol konservativer Werte bleibt. Und schließlich trägt die Landschaftsarchitektur, weil sie sich das nicht eingestehen will, mit ihrer pseudowissenschaftlichen Theoriebildung, also unscharf definierten Landschaftsbegriffen und der Verwechslung von Metaphern mit Begriffen, der eigenen Praxis mit Kunst usw., selbst erheblich zu der von ihr kritisierten Sprachverwirrung bei. Der von Weilacher zunächst auf die Ausbildung bezogene, aber auch allgemeine Anspruch »die Klischeebilder von Natur und Landschaft zu entlarven und überkommene tradierte Leitbilder kritisch zu hinterfragen« (ebd., 18), um Wahrnehmungsgewohnheiten zu ändern, hat somit keine ernsthafte theoretische und methodische Basis. Man folgt ihnen bei gegenteiligem Anspruch ja unreflektiert selber. Dies ist dann Grundlage für einen verlogenen kulturpädagogischen Anspruch, demzufolge nicht nur der traditionelle Landschaftsbegriff als neuester Schrei der Theoriebildung ausgegeben wird, sondern auch eine kultur-, bzw. werbekritische Position, die, wie die ökologische Planung, die man mit Jackson wieder ausgräbt, 30 Jahre und älter ist.<sup>31</sup> Die ganzen hochtrabenden Definitionen von Landschaft – und im- oder explizit der eigenen Rolle – sollen dies dann alles vor dem Hintergrund einer bestürzenden wissen-

---

31 Siehe die Kritik der Warenästhetik bei Haug (1972, 1973), in der Landschaftsplanung auch bei Worms (1975). Letztlich geht die Warnung vor den falschen Bildern auf Adornos Kritik an der Kulturindustrie zurück (vgl. Demand 1912, 108), wenn sie nicht noch viel ältere Ahnen hat, wie die konservative Zivilisationskritik und deren Unbehagen an den Verführungen des technischen Zeitalters zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

schaftlichen und kulturellen Ahnungslosigkeit verschleiern – obwohl man sich wiederum als Verteidiger arrivierter Kultur begreift:

»In der Informations-, Dienstleistungs- und Mobilitätsgesellschaft des 21. Jahrhunderts kommt der Landschaft und dem öffentlichen Raum vermehrt die Funktion einer interaktiven Benutzeroberfläche zu. Diese, von Lebensprozessen durchströmte, Schicht reagiert nicht nur auf äußere Einflüsse, sondern übernimmt auch im alltäglichen Leben verstärkt Katalysator- und Regelungsfunktion.« (Weilacher 2003, 14)

Da also dieser hochtrabende Gebrauch von technologiefreundlich klingenden Floskeln keinerlei Bedeutung hat, ist seine einzige Aufgabe, theoretische Substanz lediglich zu suggerieren.

Der Leerformelcharakter dieser Floskeln erinnert erneut an die Vermarktungsstrategien moderner Kunst:

»Es kennzeichnet die Selbstdeutung und das Wahrheitspathos moderner Kunst«, schreibt Peter Sloterdijk, »daß sie häufig genug vor die Gesellschaft hintreten mit dem Anspruch, die höchsten Angelegenheiten eines entfalteten Menschseins zu verwalten. [...] Hier ist nicht der Verbandsplatz der bürgerlichen Seele; sondern wir betreten den ästhetischen Raum als Reservat des Authentischen, als Emanzipationswerkstatt, worin der Mensch werden möchte, was er ist. Da werden nicht Pflaster gewechselt, sondern Maßstäbe gesetzt, [...] eine Hochebene menschlichen Seinskönnen verteidigt.« *Menschsein, Wahrheit, Authentizität, Verteidigung höchster Werte* – das ist der Stoff, aus dem die aufwendigen Wortteppiche der modernen Kunstvermittlung gewebt sind, die die Gegenstellung zur Norm pauschal zur Generaltugend erklärt, wo deren Bedeutsamkeit jede kritische Einzelbetrachtung als Beckmesserei erscheinen muß. Erst einmal denkmalhaft stillgestellt verkörpert die Avantgarde »nach unserem heutigen Verständnis auf unvergleichliche Weise die Werte des modernen Denkens. [...] Als Kunst bewahrt sie das nie versiegende Bedürfnis des Menschen nach Transzendenz«. Im unerschütterlichen Glauben der Avantgarde, diese Transzendenz sei der Kunst auch zugänglich, wären nur erst ihre bürgerlichen Entartungsformen beseitigt, lebt, nach dem Tod Gottes, die Hoffnung des Menschen auf Erlösung weiter. »Der Kult der Kunst« schreibt Jean Clair, »wäre somit die Religion des heutigen Menschen, die die Mitglieder einer neuen Ecclesia von modernen Menschen vereinigt.« (Demand 2012, 151–152)

Ein Verzicht auf derartig hohles Wortgedrechsele und die Relativierung des künstlerischen Aufgabenverständnisses wäre befreiend, würde aber der Landschaftsarchitektur nur helfen, wenn sie sich ihren Widersprüchen stellen würde, statt zu versuchen, sie als große Denkleistung einer Avantgarde zu verkaufen. Doch wie die avantgardistische Kunst ist die Landschaftsarchitektur bei allem erbitterten Eintreten ge-

gen einen normativen Kunstbegriff – in ihrem Fall verkörpert durch den traditionellen Landschaftsbegriff – diesem ungewollt und umso dogmatischer verhaftet. Die Kritik daran kann dann ihrerseits nur als Provokation verstanden werden, für die die Landschaftsarchitektur aber wiederum ja eigentlich offen sein müsste. Da sich jedoch in der Kunst – bzw. der Gestaltung – das »eigentlich Menschliche« entäußert und da somit für höchste Werte eingetreten wird, wäre es nach Demand nahezu

»ein Sakrileg, ihr Wesen zu hinterfragen, ihren Ruf zu schädigen und an ihrer Botschaft zu zweifeln. Die Heftigkeit der Debatten, die in jüngster Zeit die Infragestellungen zeitgenössischer Kunst begleitet haben, obwohl diese nur sehr vorsichtig geäußert wurden, scheint ein Symptom dafür, daß wir den Bereich der Vernunft verlassen haben und uns ins Reich des Dogmas begeben.« Im selben geistigen Umfeld, das Hegels normativen Kunstbegriff entrüftet als repressiv ablehnt, ist mit dem der Avantgarde also längst ein nicht minder normativer Begriff in Geltung. Während der alte für ideale Schönheit stand, steht der neue für ideale Widerständigkeit.« (Ebd., 152)

Und so ist es auch mit der Landschaftsarchitektur und ihrem vermeintlich neuen Landschaftsbegriff: Während der »alte« für ideale Harmonie und vielfältige Eigenart und *in diesem Sinne* für Schönheit steht, soll der »neue« moderne Lebensverhältnisse die Realität ungeschminkt abbilden, die Zukunft weisen und die kritische Opposition der Landschaftsarchitektur gegenüber kulturell tradierten Bedeutungen und herkömmlichen Wahrnehmungserwartungen verdeutlichen.

Die Landschaftsarchitektur steht somit der avantgardistischen Kunst tatsächlich nahe, aber ganz anders als sie denkt. Daher gilt auch für sie jenes Urteil, das Demand am Ende seiner Untersuchung fällt:

»Im geistigen Sfumato und in dem selbstgewissen Pathos, in dem dieses ästhetische Befreiungs- und Heilszenario typischerweise vorgeführt wird, laufen die rhetorischen Stränge von Beschämung<sup>32</sup> und Verklärung unentwirrt ineinander: Wer die verkrusteten Grenzen des Kunstbegriffs sprengt, wer stereotype Wahrnehmungsgewohnheiten aufbricht, wer unser durch Ideologien befangenes Bewusstsein erweitert, Tabuthemen angeht, Lebenslügen entlarvt, wer an Verdräng-

32 Damit ist jene Strategie der mit der »letzten Figur« verbundenen Beschämung gemeint, in der das laienhafte Kunstverständnis als banausenhaft dargestellt wird, um die eigene Expertenposition zu stabilisieren. Dies gelingt umso leichter je mehr klar ist, dass es um eine große wenn nicht *die* große Menschheitsaufgabe geht, aber umso unklarer bleibt, worin die eigentlich wirklich besteht. Beispielhaft ist hierfür auch die Rede über den neuen Landschaftsbegriff. Da aber die Landschaftsarchitektur keine reine Kunst und dem konservativen Heimatschutz verwandt ist, leidet sie auch unter Phantomschmerzen. Die Nachfrage nach ihrer Funktion, ihrem Gegenstand und dessen theoretischer Begründung legt dann immer einen Finger in die Wunde.

tes erinnert, durch Irritationen Denkprozesse auslöst, wer unseren zwanghaft verengten Horizont öffnet, unbewusst ausgeblendete ökonomische Strukturen sichtbar macht; wer also seinerseits Offenheit, Vielfalt, Beweglichkeit beweist, kreative Forschungen für Problemlösungen der Zukunft betreibt, wer über Fiktion und Wirklichkeit reflektiert, wissenschaftliche Kenntnisse vermittelt, Verständnis für das Fremde und Ungewohnte schafft, Exerzitien anbietet, die unsere Sicht auf die Welt verändern und dabei auch noch Erkenntnis oder gar transzendente Erfahrung ermöglicht, der beweist doch wohl zu Genüge, daß er der Gesellschaft etwas zu geben hat, was diese abzulehnen sich guten Gewissens schwerlich leisten können dürfte. Selbst ein Scheitern seiner/ihrer Absicht wäre doch immer ein Akt des guten Willens, der als solcher unbedingte Zustimmung verdient.« (Ebd., 260–262)

Ihre mangelnde öffentliche Akzeptanz muss also die Landschaftsarchitektur regelrecht darin bestärken, mit voller Kraft weiterzumachen und je verstiegener die Theorie, je kantiger das Werk, desto mehr kann man die eigene Substanzlosigkeit zum Erfolg erklären. Die permanente ›theoretische‹ Selbstbestätigung mag dabei nur in den übersichtlichen akademischen Kreisen der Landschaftsarchitektur goutiert werden, ihre praktischen Ergebnisse verschwinden aber leider nicht in Museen oder Sammlungen, sondern fristen u.U. jahrzehntelang ihr Leben als dysfunktionale öffentliche Räume, bis sie wieder um- oder neugestaltet werden müssen. Mögen ›mutige‹ Gestaltungen noch für das Stadtmarketing nützlich sein, werden private Auftraggeber wenig erfreut sein, wenn sie feststellen müssen, dass ›gute‹ Landschaftsarchitektur nicht unbedingt mit ihren laienhaft auf das »Angenehme« (Tessin 2008) gerichteten Wahrnehmungserwartungen und Nutzungsgewohnheiten deckungsgleich ist. Insgesamt wäre man gut beraten, sich gerade nicht mit der Kunst gemein zu machen, um mit »angestrengt artistischer Rhetorik« und »lautem Klappern Stroh« (Demand 2012, 8) zu dreschen, sondern mit reflexiver Theoriebildung über das eigene Verständnis von kulturellem Sinn und dessen politischen Auslegungen im Verhältnis zu praktischen Anforderungen nachzudenken.

Da die Bereitschaft dazu jedoch fehlt, ist die Landschaftsarchitektur eingeklemmt zwischen uneingelöster wissenschaftlicher Begriffsbildung und begriffsloser ästhetischer Erfahrung, zwischen Kunst und Dienstleistung, zwischen handwerklicher Solidität und avantgardistischem Anspruch. Als Planungsdisziplin konkurriert sie auf der Ebene gesellschaftlicher Relevanz mit dem Naturschutz und der Landschaftsplanung, die als Staatsziele gesellschaftlich ungleich besser etabliert und bei allem Akzeptanzdefizit grundsätzlich anerkannter sind. Gegenüber der Architektur sind ihre bautechnischen Herausforderungen vernachlässigbar und da sie das wesentliche lebendige Material, das die Landschaftsarchitektur von der Architektur unterscheidet, die Pflanze, vernachlässigt sowie das Verhältnis zur nutzungsorientierten Freiraumplanung nicht aufgearbeitet hat, bleiben nur anmaßende Selbstüberhöhung und politische Lobbyarbeit.

Welche Konsequenzen es hätte, wenn die Landschaftsarchitektur ihr Selbstverständnis reflexiv relativieren und ihre Rolle als Dienstleister ernster nehmen würde, wird später erläutert, wenn die Theorie des Funktionalismus in der Gartenarchitektur behandelt wird.<sup>33</sup> Dazu ist zunächst noch auf die Freiraumplanung einzugehen. Zuvor aber soll nachgezeichnet werden, wie von der naturalistischen, naturschützerischen Seite her mit dem Erfordernis, das eigene Aufgabenverständnis zu modernisieren, umgegangen wird. Bei dieser Modernisierung öffnet man sich begrifflich und konzeptionell gegenüber natürlichen Wandlungsprozessen. Dadurch wird aber nicht nur das engere Aufgabenverständnis des ökologisierten Naturschutzes als ›eigentlicher Naturschutz‹ immer dominanter, sondern auch sein bevorzugtes Schutzobjekt modifiziert: Die Suche nach der ›wahren Natur‹ überlagert die Wertschätzung der traditionellen Kulturlandschaft und lässt Wildnis verstärkt zum Thema werden. Idealisiert die Landschaftsarchitektur Kunst und Gestaltung mystifiziert der Naturschutz hingegen die ökologische Natur. Beide folgen dabei einer Metaphysik, die zwar in ihrer jeweiligen Ausformulierung gegenläufig, letztlich aber wesensverwandt ist, denn es handelt sich jeweils um Ausläufer eines säkularisierten christlichen Humanismus mit seiner idiographischen Wertschätzung von räumlicher Individualität, d.h. von vielfältiger Eigenart (vgl. Eisel 1991; 1993b; 1997; 2021).

## 4.2 Die naturalistische Perspektive des Naturschutzes: Wildnisentwicklung

Wildnis spielte im Rahmen der Naturschutzideen bislang nur als so genannte Urlandschaft eine Rolle, mit der Schoenichen den Schutz möglichst unberührter und urtümlich wirkender Natur begründet hatte.<sup>34</sup> Dieses Naturschutzinteresse war oben als Naturschutz im engeren Sinne charakterisiert worden, dessen Mentalität und ökologische Ausrichtung den Arten- und Biotopschutz der Nachkriegszeit entscheidend prägte. Die Kulturlandschaft wurde im Naturschutz vor 1945 hingegen als nach menschlichen Zwecksetzungen auszugestaltende Heimat angesehen, wobei diese Zwecke nicht nur nutzenbezogen, sondern auch ästhetische und symbolische, also kulturell-sinnbezogene waren: Die harmonisch-organische und charakteristische Kulturlandschaft stand für die individuelle Synthese von Kultur und Natur in konkreten Siedlungsräumen, für eine auch im Industriezeitalter praktizierte *cultura* als Basis sinnvoller Existenz. Zwar war Heimat als Thema des Naturschutzes nach dem Krieg wegen seiner ideologischen Rolle im Nationalsozialismus nachhaltig diskreditiert, das bedeutete aber zunächst nicht, dass das Ideal der Kulturlandschaft entwertet worden wäre. Sie galt weiterhin als wichtiger

33 Vgl. Kap. 6.

34 Vgl. Kap. 2.1.8; 2.1.10.

Bezugspunkt für Naturschutz und Landschaftsplanung, nur wurde sie im Rahmen zunehmender Verwissenschaftlichung und Ökologisierung als Ensemble von Biotopen und als Ausdruck eines intakten, möglichst unangetasteten Naturhaushaltes betrachtet, der die Maßgabe für die naturverträgliche Integration gesellschaftlicher Nutzungen liefern sollte. Diese naturalistische Perspektive wird zum einen durch das Ideal des Wildnisschutzes verstärkt: Die unverfälschte Natur soll sich entfalten und »ganz bei sich sein« können. Zum anderen aber wird zwar gerade der Schutz der Wildnis als eine ökologische Thematik verstanden, doch werden hier auch kulturelle Motivationen wieder deutlicher ausgesprochen, weil zumindest vielen klar ist, dass Wildnis auch eine symbolische Dimension hat. Diese hat Tradition: Ansatzpunkte bilden im deutschen Naturschutz nicht nur jener Schutz der Urlandschaft, sondern auch die Bedeutung der Wildnis als Urgrund des Kulturlebens (Riehl), und Rudorffs Auffassung, der Schutz des Nutzlosen verrate eine hohe Gesinnung.<sup>35</sup>

Heutzutage wird Wildnis in Deutschland vorwiegend unter dem Stichwort des *Prozessschutzes* thematisiert, der aus einer Kritik am musealisierenden Arten- und Biotopschutz in der Kulturlandschaft hervorgegangen ist. Die Spontanatur der Städte und alten Industrieregionen, die als robuste urban-industrielle Natur und als neuer Ausdruck der evolutionären Produktivität der Natur unter widrigsten Umständen angesehen wird, scheint diesen Ansatz zu bestätigen. Ihre Bedeutung übergreift dabei die Subdisziplinen der Landschaftsentwicklung. Sie ist nicht nur die in der Landschaftsarchitektur geschätzte wilde Natur der Stadt, sondern auch in der Freiraumplanung Hannoveraner Prägung wird sie als der landschaftlicher Ausdruck eines arkadischen Friedens in einer emanzipierten Gesellschaft in Einklang mit der Natur geschätzt (vgl. Körner 2001b, Kap. 5.3.7), während sie für die Kasseler Schule das natürliche Gegenüber der städtischen Gesellschaft ist, das die Alltagsnutzungen begleitet.<sup>36</sup> Insgesamt ist jedoch die Wildnisidee ein Import aus den USA, wo die Wildnis eine maßgebliche symbolische Rolle bei der Selbstdefinition der amerikanischen Kultur in Abgrenzung zur europäischen spielte (vgl. insbesondere Nash 1982, als neuere Geschichte der Wildnis im Rahmen einer Kulturgeschichte der Landschaft Shama 1996). Sie ist jene Landschaft, gegen die einst die Pioniere antraten und deren Reste dann nach der Eroberung des Westens in Nationalparks geschützt wurden. Diese Reste galten als reine unberührte Natur, so als habe es vor den Weißen noch nie Menschen in Nordamerika gegeben, die auf ihre Art, d.h. als Jäger und Sammler und auch als Ackerbauern die Landschaft prägten. Die Ureinwohner wurden ebenso aus den Parks vertrieben, wie in Afrika die Serengeti entvölkert wurde, sodass Menschen nur noch als Naturschützer oder die Natur konsumierende Touristen zugelassen waren.<sup>37</sup>

---

35 Vgl. Kap. 4.2.1.

36 Vgl. Kap. 5.2.1.

37 Vgl. Kap. 4.2.3.2.

Die amerikanische Tradition der Wildnisidee soll im Weiteren untersucht werden, um Aufschluss darüber zu erhalten, inwiefern bei aller Kritik an der Suche nach vermeintlicher Ursprünglichkeit und der Praxis der Einrichtung von Nationalparks diese Idee einer individualisierten demokratischen Gesellschaft adäquater sein könnte als eine Interpretation der Wildnis mit organistischem Deutungsmustern. Der häufige Einwand gegen den Schutz von Wildnis oder die Zulassung von Prozessen der Verwilderung, es gäbe in Mitteleuropa im Gegensatz zu Amerika kaum noch Reste ursprünglicher Natur, da nahezu alles Kulturlandschaft sei, sodass unter diesen Bedingungen Wildnis kein allgemein tragfähiges Leitbild des Naturschutzes sein könne, greift daher zu kurz. Gerade in einer kapitalistischen Gesellschaft, wie in den USA, lag der Wildnisschutz nicht auf der Hand. Vielmehr war ein langer Kampf notwendig, um die entsprechenden Gebiete vor ihrer Ausbeutung zu bewahren (vgl. Nash 1982). Allerdings geschah dies um den Preis einer Aufteilung: Hier die ideale Landschaft in den Schutzgebieten als Reste der Natur, gegen die die Siedler einst antraten, dort der intensiv genutzte Alltagsraum, der in Deutschland dann begrifflich als Landschaft Drei veredelt werden sollte. Außerdem ist zwischen ursprünglicher Wildnis, die aber oft so ursprünglich nicht ist, und Verwilderungsprozessen zu unterscheiden: Der Prozessschutz richtet sich, wie sein Name sagt, primär auf den *Vorgang* und weniger auf das Ergebnis selbst, obwohl die Prozesse teleologisch gedacht werden, in Richtung auf die Vervollkommnung eines landschaftlichen Idealzustands. Auf der *praktischen politischen Ebene* zeigen aber die Auseinandersetzungen um die Einrichtung deutscher Nationalparks, dass der Einwand, Wildnis sei in Mitteleuropa kein adäquates Leitbild, nicht unerheblich ist. Die Verwilderung großer Gebiete mobilisiert in der ansässigen Bevölkerung immer wieder erhebliche Widerstände. Diese haben sehr viel mit Einstellungen, d.h. Vorstellungen von idealer, geordneter und genutzter Natur zu tun und sind in Deutschland maßgeblich durch das Heimatthema geprägt, sodass derartige Naturschutzstrategien oft als Enteignung von Heimat und als Rückfall in finstere Zeiten vor der Kulturarbeit betrachtet werden. Ganz ist dieser Verdacht auch nicht von der Hand zu weisen, denn die Sehnsüchte des Naturschutzes richten sich auf Zustände vor aller Kultur, als Deutschland entweder von Urwäldern oder von nacheiszeitlichen Savannen bedeckt war, durch die die großen Säugetiere schweiften.

Bei der gegenwärtigen Diskussion über Wildnis in Deutschland ist also zu unterscheiden zwischen dem Schutz letzter Reste der ›Urlandschaft‹ sowie Prozessen der Verwilderung von Kulturlandschaften und Brachen in der Stadt. Der Prozessschutz dient überwiegend der Entfaltung einer als natürlich angesehenen Entwicklungsdynamik, der Begriff des Prozesses wird aber im Detail oft unterschiedlich ausgelegt. Prägend für den Prozessschutz sind die Veröffentlichungen von Wolfgang Scherzinger, auf die im Folgenden eingegangen wird. Im Rahmen einer Neubestimmung der *kulturellen* Rolle von Wildnis ist zudem die Frage zu erörtern, *welche* Kultur Wildnis im Gegensatz zur Kulturlandschaft verkörpern kann. Dabei wird

zu erklären sein, weshalb moderne städtische Menschen ein erhebliches Bedürfnis nach der Erfahrung wilder Natur und der Selbstbewährung in dieser haben, sodass Abenteuerurlaub in den entlegensten Gebieten der Welt und Extremsport weit verbreitete Phänomene sind, die eine ganze Freizeitindustrie unterhalten. Und auch der Verkaufsboom von Geländewagen, die in den meisten Fällen nie im Gelände bewegt werden, zehrt davon, dass der imaginäre Aufbruch in die Wildnis eine Bewährungsprobe und eine elementare Erfahrung für das Subjekt verspricht.

Derartige Erfahrungen sind in Wohlstandsgesellschaften selten geworden, so dass der Einwand, es existiere faktisch keine Wildnis mehr, um die Irrelevanz dieses Ideals zu belegen, viel zu kurz greift. Gerade deshalb reist man dorthin, wo es noch Reste davon gibt, und gerade deshalb konsumiert man Güter, die suggerieren, man könne besondere Naturerlebnisse haben. Und da, wo keine Wildnis mehr ist, kann man auch wieder welche entstehen lassen, indem man die Wiederverwilderung betreibt. Man kann also handeln. Davon abgesehen gibt es zudem reichlich ›hybride‹ Situationen: In den Städten breitet sich eine neue Form von Wildnis aus, und an der Eigernordwand kann man immer noch sein Leben riskieren, während gleichzeitig im Berginneren die Touristen per Bahn nach oben gebracht werden. Die Erfahrung derartiger Naturzustände als oberflächlich zu entlarven, gilt jedoch als besonders ›kritisch‹, weil doch die Erde mittlerweile überall anthropogen geprägt sei: »Es gibt aber, besonders in Mitteleuropa, keine unberührte Naturlandschaft mehr. Wir stehen also in Wahrheit nicht mehr der Natur, sondern im Grunde nur noch uns selbst gegenüber und leben in einer Welt, in der wir ausschließlich auf die von uns selbst hervorgerufenen Strukturen treffen.« (Weilacher 2004, 8) Ob wir aber im so genannten Anthropozän leben oder nicht, ist gar nicht entscheidend, sondern vielmehr, dass Naturerfahrung moderne Subjektivität stützt, weil sie Selbsterfahrung ist. Denn wir bewähren uns bei Outdooraktivitäten körperlich und vor allem emotional als Individuen und empfinden das als sinnhaft. Dafür brauchen wir herausfordernde Natur als Gegenüber, sonst ist es lediglich ein Spaziergang. Und obwohl mittlerweile weltweit der Einfluss des Menschen spürbar ist und man selbst im Hochgebirge das Dröhnen der Verkehrsmaschinen hört und auf Müll stößt, heißt das noch lange nicht, dass man nicht auf räumliche Situationen treffen könnte, die überwiegend durch Naturgewalten geprägt sind:

»Allen, die vollmundig erklären, nirgends auf der Welt sei mehr unberührte Natur zu finden, weil die Natur ja sowieso ein kulturelles Phänomen sei, das durch einen umfassenden Beherrschungsdrang der Menschen (überall zivilisatorisch; d. Verf.) geprägt sei, empfehle ich Folgendes: Gehen Sie mitten in Mitteleuropa in die Alpen (denn es müssen gar nicht Fels- oder Eiswüsten an den Rändern der Welt sein), durchaus in irgendein touristisch gut erschlossenes Gebiet. Steigen Sie dann – wohlausgerüstet –, beginnend in der Zone des Erlengestrüpps, in einem Hang oder Bacheinschnitt in der Stufe der Nadelwälder, am besten in einem Bannwald

gegen Lawinen, weglos hangaufwärts, indem Sie einfach vom Bergweg seitlich abzweigen, etwa so wie beim Pilze suchen. Steigen Sie weiter den steilen, meist bald felsbänderdurchsetzten Bergwald hinauf, meinetwegen 600 Höhenmeter, also knapp zwei Stunden. Berichten Sie anschließend, falls Sie noch dazu in der Lage sind, neuerlich von der umfassenden, grundsätzlichen Berührtheit der Natur durch den Menschen.« (Eisel 2011, 36–37)

Diese Aussage hat Eisel im Kontext der Suche nach einem ›neuen‹ Landschaftsbegriff formuliert. Er bezweifelt also, dass man keine ›unverfälschte‹ Naturerfahrung mehr machen könne und empfiehlt auf der einen Seite jenen, die sich an der Debatte beteiligen, seiner Ansicht aber oft wenig konkrete Landschafts- und Naturerfahrung haben und sich daher leichttun, darüber ›kritisch‹ zu räsonieren, eine mit 600 zu überwindenden Höhenmetern moderate Körperübung. Auf der anderen Seite kann man dieses Zitat auch im Hinblick auf die Wildnisdebatte lesen: Denjenigen, die meinen, man bräuchte mehr Wildnis, kann man eigentlich nur empfehlen, einen derartigen Ausflug zu unternehmen, um sich nach oben zu kämpfen: Sie werden feststellen, dass ihnen sehr schnell ›wild‹ zumute werden kann, mehr als ihnen vielleicht recht ist, besonders dann, wenn das Wetter umschlägt. Die Bereitschaft dazu hat aber zur Voraussetzung, dass die Wildnisidee nicht allein dafür steht, ›die Natur zu ihrem Recht kommen zu lassen‹, weil das Betretungsverbot nach sich zieht, dass also Wildnis nicht nur aus dem Blickwinkel von Artenschutzaspekten und Ursprünglichkeitsphantasien gesehen wird, sondern auch als Erfahrungsmöglichkeit des modernen Subjekts akzeptiert wird.<sup>38</sup>

Wildnis repräsentiert jedoch nicht nur universelle Ideale. Als Symbol sind in ihr gewöhnlich auch die Werte verschiedener nationaler Kulturen aufgehoben, die man kaum über ›rationale‹, d.h. messbare Indikatoren, wie z.B. das Vorkommen von bestimmten Arten oder der prozentuale Anteil von Totholzbeständen, erfassen kann. Im Folgenden soll daher zunächst der Ursprung der Wildnisidee des deutschen Naturschutzes bei Riehl nachgezeichnet werden, um später auf die amerikanische Idee einzugehen. Die Rekonstruktion des amerikanischen Kontextes stützt sich wesentlich auf Nash, dessen Bücher über die amerikanische Natur- und Umweltschutzbewegung Standardwerke sind. Es wird sich erstens zeigen, dass Wildnis in modernen demokratischen Gesellschaften das Symbol und der Ort der *einsamen Selbsterfahrung des modernen und autonomen Individuums* ist. Stand die Kulturlandschaft in Deutschland schon lange vor dem Nationalsozialismus für die organische *Volksgemeinschaft*, so repräsentiert die amerikanische Wildnis

---

38 Die Bergwacht kann allerdings ein Lied davon singen, dass die Meisten mangels Erfahrung nicht wissen, was sie dann da tun, wobei die jeweiligen Aktionen immer verrückter werden. Auch für die Tierwelt wäre das – insbesondere im Winter – nicht gut. Insofern ist dieser Vorschlag nicht wirklich ernst gemeint; er soll lediglich zeigen, wie irreal die Debatte ist.

das Gegenteil, nämlich eine liberale, demokratische *Gesellschaft*. Allerdings ist sie mit der Pionieridee verbunden, die, wie wir mit Jackson gesehen haben, jederzeit anschlussfähig an völkisch-rassistische Deutungsmuster ist. Zweitens erweist sich im Hinblick auf die europäische Realität die Differenzierung von Gerhard Trommer als sehr fruchtbar, der zwischen *Wildnis* und *Verwilderung*, zwischen ›wilderness‹ und ›wildness‹, unterscheidet (vgl. Trommer 1997). ›Wilderness‹ heißt nach Roderick Nash auch, dass Wildnis ein Ort wilder Tiere – großer Raubtiere – ist: »Etymologically, the term means ›wild-deor-ness, the place of wild beasts.« (Nash 1982, 2) Wie sehr wir also bereit sind, uns auf die Wildnis einzulassen, erweist sich auch daran, wie wir den Symboltieren Wolf und Bär begegnen und in kleinerer städtischer Gestalt Fuchs und Waschbär. Füchse mögen niedlich wirken, sobald sie aber die geliebten Hauskatzen auffressen, hört auch bei aufgeklärten Städtern, die gerne den Schafbauern eine friedliche Koexistenz mit den Wölfen nahelegen, der Spaß schnell auf. Auch wird niemand begeistert sein, wenn sich Waschbären in einem Dachstuhl einnisten. Demgegenüber bedeutet ›wildness‹, wie Trommer ausführt, Verwilderung und bezieht sich auf Orte, wo sich eine sekundäre Wildnis ausbilden konnte. Das kann ein ehemaliges abgeholztes Waldgebiet, das können vor allem aber auch Orte in Siedlungsräumen, also Brachen, sein (vgl. Trommer 1997, 24)

Mit den Brachen ergeben sich aus der Perspektive der Wildnisidee neue Bezüge erstens zu den vorangegangenen Ausführungen über die fremden Arten und die Eigenart städtischer Natur sowie zweitens zu denen über die Gestaltung der so genannten neuen Landschaften durch die zeitgenössische Landschaftsarchitektur. Drittens ergibt sich eine Verbindung zu der Bedeutung von partiellen Verwilderungsprozessen in nach emanzipatorischen Prinzipien gestalteten Freiräumen. Es erklärt sich, weswegen in den 1980er und 1990er Jahren gerade die Brache und die auf ihr vorkommende Spontanvegetation zu einem der zentralen Themen geworden ist: Wildnis ist somit unter einer nicht naturalistischen Perspektive *kein kurzfristiges Modethema*, sondern erneuert thematische Aspekte, die zentral für die Theorie der Landschaftsentwicklung sind.

#### 4.2.1 Das »Recht der Wildnis«: der deutsche Ursprung der Wildnisidee

Die Wildnis ist für Wilhelm Heinrich Riehl zunächst der Ursprung und zugleich die Bewährungsprobe aller Kultur:

»In der Urwildniß rodet der erste Siedler: er schafft den Gegensatz von *Feld* und *Wald* und hebt damit das Verhältniß von Land und Leuten über die Linie der uranfänglichen bestialischen Natürlichkeit. Nur wo Feld und Wald ist, da ist feste Siedelung, da bildet der Boden selbst die Basis organischer Gesellschaftszustände.« (Riehl 1854, 43)

Riehl vertritt nach der gescheiterten Revolution von 1848 eine Gesellschaftsauffassung, die er im Vorwort seines Buches als »social-politische(n) Conservatismus« (ebd., ohne Seitenangabe) bezeichnet, der nicht nur die Besonderheiten der einzelnen deutschen Volksstämme berücksichtigt, sondern diese auch mit den örtlichen Besonderungen des Landes in Verbindung setze. Riehl positioniert sich gegen das egalitäre und universalistische Gesellschaftsmodell der Französischen Revolution, um einen Entwurf der »sozialen Ethnographie von Deutschland« zu schreiben, der die bürgerliche Gesellschaft besser verstehen helfe: »Erst aus den individuellen Beziehungen von *Land und Leuten* entwickelt sich die culturgeschichtliche Abstraction der bürgerlichen Gesellschaft.« (Ebd., ohne Seitenangabe)

Dem französischen Gesellschaftsmodell wird hingegen vorgeworfen, von jeder örtlichen und völkischen Eigenart zu abstrahieren und die verstehende Untersuchung des Volksorganismus durch die abstrakte Konstruktion eines Gesellschaftsvertrages zu ersetzen:

»In Frankreich tritt der epochemachende Meister einer *Construction* der Gesellschaft auf: Rousseau. Nicht die Untersuchung des Volksorganismus als einer historischen Thatsache, sondern das Phantasiebild eines ›Gesellschaftsvertrags‹ stellt er an die Spitze seiner neuen Gesellschaftswissenschaft. Die sociale Politik wird zur socialistischen.« (Ebd., 9)

Das »Nurrecht der Gesellschaft«, die Proklamation universeller Gleichheit und Menschenrechte, werde stärker beachtet als ihre »Naturgeschichte«, die die natürliche Ungleichheit der Gesellschaftsgruppen belege. (Ebd., 10)

Hiermit ist die idiographische, also die auf die besonderen und organischen Eigenarten bezogene und daraus folgend antimoderne und antidemokratische Stoßrichtung des »sozialen Konservatismus« Riehls, die vermittelt über Rudorff den Naturschutz nachhaltig geprägt hat, ausreichend charakterisiert. Dieses Weltbild wurde bei der Behandlung von Rudorff ausführlich beschrieben.<sup>39</sup> In der Theorie Riehls wird jedoch nicht allein die Bedeutung der individuell gestalteten Kulturlandschaft als Ausdruck der kulturellen Blüte des Volkes behandelt, sondern auch die Bedeutung der Wildnis für das Volksleben. Diese Bedeutung wird zum einen daraus abgeleitet, dass sie in Form von Wäldern gewissermaßen an die Anfänge der Kulturarbeit erinnert und auch ursprüngliche gesellschaftliche Tugenden konservieren könne. Zum anderen wird die Wildnis allgemein als notwendige Ergänzung des Kulturlebens charakterisiert:

»In unseren Walddörfern [...] sind unserem Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt [...]. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moo-

---

39 Vgl. Kap. 2.1.2.

re, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildniß und Wüstenei ist eine nothwendige Ergänzung zu dem cultivirten Feldland. [...] Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk, ist ein todttes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mit sammt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart seyn, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist wesentlich die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle.« (Ebd., 31)

Diese Stelle, die auch Rudorff zitiert (vgl. Rudorff 1897 zit. n. Nachdruck 1994, 41–42), zeigt, dass die Wildnis der Ort ist, an dem sich die ursprünglichen kolonisatorischen Kräfte des Volkes erhalten haben, die die Degeneration der Kultur verhindern. Das Motiv der harten und genügsamen Bauern, die die Kultur am Leben halten, wurde zum einen dann im Nationalsozialismus zum Motiv des nordischen Kolonisten umgedeutet, der die Kultur kämpferisch in fremde Territorien verbreitet. Zum anderen spielt dieses Motiv des Kolonisten auch in der amerikanischen Wildnisidee eine bedeutende Rolle, insofern sich im Kampf gegen die Wildnis jene amerikanischen Pioniereigenschaften herausgebildet haben, die nach Abschluss der Ausdehnung in den Westen erhalten bleiben sollen. Diese Eigenschaften sind auch das Fundament von Jacksons ›neuem‹ Landschaftsbegriff.

Ferner wird bei Riehl deutlich, weshalb ursprüngliche Wildnis und Halbkulturlandschaften im deutschen Naturschutz als Wildnis im Allgemeinen verstanden werden konnten: Sie sind nicht nur urtümlich, wie das Schoenichen sah, sondern sie werden beide in der Tradition der Landesverschönerung als *wüste Öde*, als Gegensatz zum nutzbringenden kultivierten Land bezeichnet. Der ›Nutzen‹ des nutzlosen Landes liegt nicht auf der materiellen Ebene, sondern vielmehr darin, dass das Vorhandensein verschiedener räumlicher Entwicklungsstufen, damit auch von Ödland und Wildnis (bei Riehl vorzugsweise Wald) sowie kultivierter Feldflur, eine regionale Vielfalt herstellt. Diese Vielfalt ist wiederum Ausdruck der Individualität der Welt, in der der Konservatismus im Gegensatz zu den universellen, die Eigenart nivellierenden Prinzipien der Moderne die Kraft für die weitere Kulturentwicklung sieht. Daher ist auch das zunächst Nutzlose und Unkultivierte wertvoller Bestandteil der Kultur.

Von der *kulturellen* Ebene des Wildnisschutzes ist die *politische* zu unterscheiden: Denn seine politische Deutung lässt sich in eine Tradition einordnen, die nicht nur aufgrund ihrer antidemokratischen Komponente, sondern weit mehr noch durch ihre spätere rassistische und expansionistische Umdeutung im Nationalsozialis-

mus in Deutschland überaus prekär ist. Auch die amerikanische Pionieridee ist nicht frei von derartigen Ideenelementen, basiert sie doch auf der Eroberung des Westens und der Unterwerfung der Ureinwohner durch die Weißen. Dagegen lassen sich bei Riehl Argumentationen finden, die noch heute *unabhängig* von diesem politischen Kontext bedenkenswert sind, wenn bestimmte Aspekte der Naturerfahrung mit Elementen aus der amerikanischen Wildnisidee verbunden werden. Diese Verbindung soll noch bei der Behandlung der nordamerikanischen Idee dargelegt werden. Es geht hierbei insbesondere um die Erholung und die Sinnerfahrungen des modernen Menschen bei der *wilderness recreation* als notwendige Ergänzungen seines zivilisatorischen Lebens. Diese Argumentationen beziehen sich in ihrem Kern auf die *freie Betretbarkeit der Natur* in Naturerfahrungsräumen, und zwar nicht, um die »Gesetze der Natur achten zu lernen«, wie es bei Buchwald in den 1960er Jahren Ziel der Erholungsplanung war (vgl. Körner 2001b, Kap. 3.3.2) und bis heute noch bei naturschützerischen Tourismuskonzeptionen nachwirkt,<sup>40</sup> sondern um die Erfahrung *persönlicher Freiheit* zu machen. Diese Freiheit wird im konservativen Weltbild und damit auch bei Riehl wieder in das Telos des Volksorganismus eingeordnet und dadurch relativiert, weil sie ja gerade nicht auf bedingungslose Emanzipation gerichtet sein soll. Entscheidend ist aber für ihn zunächst, dass man im Wald nicht von gesetzlichen Regelungen belästigt wird und deshalb eine unmittelbare Erfahrung der Natur und damit auch von sich selbst machen kann:

»Der Wald allein läßt uns Culturmenschen noch den Traum einer von Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Man kann da wenigstens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenen Gelüsten, ohne an die patentirte allgemeine Heerstraße gebunden zu sein. Ein gesetzter Mann kann da noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne daß ihn die altkluge Tante Decenz für einen Narren hält. Diese Trümmer germanischer Waldfreiheit sind in Deutschland fast überall glücklich gerettet worden. Politisch freiere Nachbarländer, wo die fatalen Abzäunungen der fessellosen Wanderlust gar bald ein Ende machen, kennen sie nicht mehr. Was hilft dem nordamerikanischen Großstädter seine Polizeilosigkeit in den Straßen, wo er nicht einmal im Wald der nächsten Umgegend frei umherlaufen kann, da ihn dort die gräulichen Fenze despotischer als ein ganzes Regiment Constabler überall auf den gewiesten Weg bannen?« (Riehl 1854, 34)

Naturerfahrung und auch die Erfahrung der eigenen körperlichen Möglichkeiten sind also auf die freie Betretbarkeit der Wildnis angewiesen, weil sonst die Lust am Wandern und an anderen Tätigkeiten erheblich gemindert ist. Auf heute übertragen heißt das, dass – so sehr man sich auch zur Erlebarmachung von Schutzgebieten um Aussichtsplattformen etc. bemüht – naturschützerische Absperrungen und Beschilderungen in der Landschaft, die ja überwiegend aus Gründen des Arten- und

40 Vgl. Kap. 4.2.3.2.

Biotopschutzes vorgenommen werden, für die Naturerfahrung letztlich kontraproduktiv sind und genau das verhindern, was sie eigentlich bewirken wollen: Einem unmittelbaren und genussvollen Erleben ist der Boden entzogen. Man macht keine Naturerfahrung mehr, sondern erlebt im Prinzip *verwaltete Natur* durch allerlei Beschilderung und andere Installationen zum Ausdruck kommende *abstrakte Herrschaft* des Staates.<sup>41</sup> Das ist umso mehr ein Problem, als die Rekonstruktion der amerikanischen Wildnisidee zeigt, dass gerade unter demokratischen Bedingungen die Bedeutung der Naturerfahrung im Kern darauf zurückzuführen ist, dass sie dem Individuum die Freiheit gewährt, *sich selbst zu erleben*. Das bedeutete aber auch in den USA nicht, dass man alles darf. Es gibt durchaus die Pflicht, Wege und Campingplätze zu benutzen. Dieser Bezug auf individuelle Freiheit gilt vielmehr allgemeiner für die gesamte Idee der Landschaft, bevor sie völkisch gedeutet wurde. Denn Landschaft ist das Objekt, an dem sich das Subjekt in einem ästhetischen Vorgang als Gegenüber der Natur selbst erfährt und insbesondere durch die Erfahrung des Erhabenen in einer emotionalen Bewährungsprobe auf sich selbst zurückgeworfen wird (vgl. Ritter 1980, Piepmeier 1980; vgl. zur Idee der Landschaft auch Hard 1965; 1969; 1970, Trepl 2012). Daher treibt auch der Extremsport immer weitere Blüten.

Riehls Diktum von einem Recht *der* Wildnis würde besser durch das eines Rechts (des Bürgers) *auf* Wildnis ersetzt, um dem Missverständnis vorzubeugen, es sei hier die Natur als Selbstzweck gemeint, also gewissermaßen eine biozentrische Schutzauffassung anvisiert und nicht eine anthropozentrische, die menschliche Erlebnisräume als notwendigen Bestandteil der Kultur schützen will und *deshalb* für Wildnis eintritt. Daher wäre Hans-Joachim Schemels Vorschlag, verwildernde *Naturerfahrungsräume* (*wildness* statt *wilderness*) einzurichten, in denen die freie und allenfalls durch sehr zurückhaltende planerische Maßnahmen gelenkte Betretbarkeit gewünscht ist, nicht nur für Kinder und nicht nur in Siedlungsnähe eine vernünftige Lösung. Das bedeutet aber auch, wie er folgerichtig sagt, dass der Arten- und Biotopschutz in diesen Räumen relativiert werden müsste (vgl. Schemel 1997a). Bei diesem Vorschlag überschneiden sich symbolische und praktische Aspekte, weil Schemel versucht, planerische Konsequenzen aus der Naturerfahrungsdebatte zu ziehen. Aufgrund der zentralen Bedeutung von wilder Natur für das moderne Subjekt – und nicht nur für Kinder – folgt, dass Verwilderungsprozesse bzw. spontane Natur nicht nur bei der Gestaltung altindustrieller Zonen relevant sind, sondern sich allgemein als zentral für funktionalistische bzw. gebrauchswertorientierte Ansätze der Freiraumplanung und Landschaftsarchitektur erweisen werden.<sup>42</sup>

41 Es gibt nur wenig, was lusttötender ist als die Aufzählung von Verboten aus Verordnungen, die man beim Betreten eines Naturschutzgebietes qua Hinweisschildern zur Kenntnis zu nehmen genötigt ist.

42 Vgl. Kap. 5.2; Kap. 7.2.2.

Gerade auch die altindustriellen Gebiete zeigen, dass es zur Umgehung des Konfliktes mit dem Arten- und Biotopschutzes keine Lösung wäre, auf Gebiete auszuweichen, die keinen Biotopwert haben. Diese Gebiete galten lange nicht als Orte wertvoller Natur, was sich aber gründlich geändert hat. Brauchbar wären dann wahrscheinlich nur noch die Flächen der intensiven Landwirtschaft in Stadtnähe, wobei sich die Frage stellt, ob es sinnvoll ist, Ackerflächen verwildern zu lassen. Aller Voraussicht nach würde aber der Naturschutz auch auf diesen Flächen interessante Entwicklungsstadien entdecken, die sie aus der Sicht des Arten- und Biotopschutzes wertvoll erscheinen lassen. Denn erstens zählt auch der Prozess als solcher und zweitens ist nach der Argumentationsstruktur des Arten- und Biotopschutzes all das, was für irgendeine räumliche und soziale Situation typisch ist, tendenziell auch schutzwürdig. Hier könnten es die aus der Samenbank aufkommenden alten Ackerunkräuter sein, sofern nach Jahrzehnten des Herbizideinsatzes noch etwas vorhanden ist, oder die Entwicklung der so genannten Potentiellen Natürlichen Vegetation.

Da der Prozess als solcher wichtig ist, wird im Folgenden zunächst auf die Idee des Prozessschutzes als Schutz von ›Natürlichkeit‹ eingegangen, bevor die kulturellen Hintergründe der nordamerikanischen Wildnisidee ausgeführt werden. Der Prozessschutz soll den Naturschutz im engeren Sinne, der die menschliche Kulturtätigkeit aus seiner Betrachtung weitgehend ausblendet und ein konservierendes Schutzverständnis zur Folge hat, überwinden. Dennoch wird ›der Mensch‹ weiterhin aus der schutzwürdigen Natur ausgeschlossen. Kontrastierend dazu wird die amerikanische Wildnisidee genauer thematisiert, um die Bedeutung dieser Idee für die amerikanische Kultur im Speziellen und für das moderne Individuum unter demokratischen gesellschaftlichen Bedingungen im Allgemeinen zu rekonstruieren. Dabei zeigt sich, dass die amerikanische Idee von ihren Ursprüngen und von ihrer modernen Bedeutung her auf die Erfahrungswelt des Individuums bezogen ist und ›den Menschen‹ gerade nicht aus der Wildnis ausschließt, auch wenn bestimmte Bedingungen für den Zutritt formuliert werden, die sich aus dem Pionierideal ableiten. Wildnis ist als Ort der Freiheit in der amerikanischen Idee dominant, obwohl wir noch Interpretationen kennenlernen werden, die die wilde Natur als autonomen, ehrfurchterregenden, zur Unterordnung auffordernden mütterlichen Organismus ansehen. Diese Interpretationen entspringen der Ökologiebewegung der 1980er Jahre und repräsentieren einen speziellen Zeitgeist, der in konservativer Manier die menschliche Freiheit begrenzen will. Im Anschluss an die Behandlung der amerikanischen Wildnisidee wird dann noch einmal die Unterscheidung von *wilderness* und *wildness* im Hinblick auf die Stadtnatur diskutiert und schließlich auf das Konzept der *wilderness recreation* eingegangen, das man in Deutschland vor diesem Hintergrund besser mit *wildness recreation* bezeichnen würde.

## 4.2.2 Der Weg ist das Ziel: Urwaldentwicklung und Prozessschutz<sup>43</sup>

Aufgrund der inneren Widersprüche des Arten- und Biotopschutzes rückte in den 1990er Jahren der Prozessschutz immer weiter in das Blickfeld des Naturschutzes. In zahlreichen Veröffentlichungen wurde auf der Ebene unterschiedlicher Naturschutzanliegen immer wieder betont, es sei ein anzustrebendes Ziel, die ›Dynamik‹ bestimmter ›Ökosysteme‹, wie auch immer diese definiert sein mögen, mit all den zu dieser Dynamik führenden Prozessen zu schützen. Diese Argumentation findet man im Zusammenhang mit Schutzkonzepten für Nationalparke oder Biosphärenreservate (vgl. Scherzinger 1990; 1995; 1996; 1997; Neuschulz 2000), Bewirtschaftungsstrategien für den Wirtschaftswald (vgl. Sturm 1993), der Renaturierung von Bergbaufolgelandschaften (vgl. Altmoos und Durka 1998; Felinks und Wiegler 1998) und als Konzept für einen dynamischen Kulturlandschaftsschutz (vgl. Jedicke 1995). Als allgemeines Ziel des Prozessschutzes kann man sicherlich formulieren, dass eine möglichst große ›Naturnähe‹ erreicht werden soll, um die statische Schutzmentalität zu durchbrechen und so einen erfolgreichen Naturschutz sicherzustellen.

Gilt im ›klassischen‹ Naturschutz die Bewahrung bestimmter, als wertvoll erachteter Naturkonstellationen, die im Idealfall als Ökosysteme oder als Biotope gedacht werden, und Förderung und Schutz der dazu gehörenden Arten als oberste Schutzziele, so soll der Prozessschutz natürliche Abläufe und Entwicklungsbedingungen für Arten und Lebensräume ermöglichen (vgl. Sturm 1993). Insbesondere Scherzinger plädierte in zahlreichen Veröffentlichungen für einen Wandel des bisherigen Naturschutzes, der in statisch orientierten Schutzkonzepten gegen die eigentlich veränderliche Natur kämpfte (Scherzinger 1991, 38) und fordert ein Mehr an prozessorientierter Dynamik (vgl. Scherzinger 1990; 1995; 1996; 1997; 1999). Es wird noch darauf einzugehen sein, dass, obwohl nur über Natur geredet wird, dieses Mehr an Dynamik die in Vergessenheit geratenen Tradition des Naturschutzes im weiteren Sinne ersetzen, also die Kraft der *Kultur* kompensieren soll, die die Landschaft mit ihren Nutzungen traditionsbewusst ausgestaltet. Wildniskonzepte sind also auch *ein Ersatz für Gestaltung*.

### 4.2.2.1 Die Kritik Scherzingers am traditionellen Naturschutz

Der traditionelle Naturschutz wird von Scherzinger als nur wenig erfolgreich und nicht mehr zeitgemäß kritisiert: »Naturschutz in Mitteleuropa scheint heute an seine Grenzen gestoßen zu sein; ungebremst wächst die Diskrepanz zwischen Auf-

43 Die folgenden Ausführungen zur Idee des Prozessschutzes bei Scherzinger sind maßgeblich beeinflusst durch eine Seminararbeit, die Ursula Ziegler, heute Schuster und Leiterin des Nationalparks Bayerischer Wald, als Studentin am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der TU München-Weihenstephan geschrieben hat (vgl. Ziegler 2000/2001).

trag und Erfolg. Jedenfalls muß er sich einer Revision stellen, ob seine Ziele, Konzepte, Strategien noch eine zeitgemäße Antwort auf heutige Probleme finden können.« (Scherzinger 1997, 31) Scherzinger ist der Ansicht, der Naturschutz könne sein ›Vollzugsdefizit‹ überwinden, wenn er zukünftig mehr Dynamik in Ökosystemen akzeptiere. Ein zentraler Punkt seiner Kritik am Naturschutz ist, dass Wildnis als sich selbst entfaltende Natur in Europa traditionell keine Bedeutung habe – weder im Naturschutz noch im Naturerleben (vgl. Scherzinger 1997, 33). Da Naturschutz aufgrund seiner Herkunft aus dem Heimat- und Naturschutz – abgesehen vom Schutz der Urlandschaft im Nationalsozialismus – überwiegend auf die kultivierte Landschaft bezogen sei, werden nach Scherzinger vom Naturschutz überwiegend »ästhetische Kulturlandschaften« (ebd.) geschätzt und konserviert: »Entsprechend gilt dem Naturschutz die Erhaltung bzw. Wiederherstellung des vorindustriellen Agrarsystems als zentrales Anliegen.« (Ebd.). Diesen Naturschutz bezeichnet Scherzinger als *statisch* und *bewahrend*: »Dem Leitbild eines vorwiegend konservierenden Naturschutzes entspricht die Bewahrung von Konstanz und Stabilität, von Ordnung und Schönheit, von Gleichgewicht und Nachhaltigkeit.« (Ebd.) Weiter kritisiert er, dass durch Eingriffe und Pflege Veränderungen durch Sukzession und Artenwandel verhindert werden sollen, um letztlich historisch überholte Landschaftsbilder zu erhalten: Mit der »Arroganz« menschlicher Besserwisserei« würden durch die permanente Verhinderung der natürlichen Dynamik der Lebensräume mittels »Mahd, Entbuschung und Manipulation« gewünschte Ausgangsstadien von Natur erhalten (ebd.). Der Naturschutz kämpfe aber mit den falschen Mitteln an den falschen Fronten und handle wider die Natur: »Der klassische, auf Erhaltung schützenswerter Zustände ausgerichtete Naturschutz bemüht sich um Konservierung und Konstanz. Diese statische Auffassung ist Grundlage von Pflegekonzepten wie Beweidungsprogrammen, Entbuschen etc.« (Scherzinger 1996, 115) Scherzinger kritisiert somit am bisherigen Naturschutz dessen mangelnde Toleranz gegenüber Artenwandel im Sukzessionsverlauf, weil sich dieser Wandel auch negativ auf die Vielfalt eines Systems auswirken könnte. Da durch die Sukzession Arten verloren gehen könnten, werde sie durch Pflegemaßnahmen verhindert und gegen das Aufkommen von Wald gekämpft. Diesen Kampf fand schon Schoenichen unnatürlich. Jetzt rückt statt der Offenhaltung der Kulturlandschaft zunächst die *Waldentwicklung* in den Blickwinkel des Naturschutzes, um dann mit dem Ideal einer *halboffenen Landschaft* verbunden zu werden.

Mehr Dynamik bedeutet aber nicht völlige Offenheit der natürlichen Entwicklung. Scherzinger tritt keinesfalls für einen *beliebigen* Artenwandel in Ökosystemen ein, auch wenn seine Kritik das zunächst vermuten lässt, die in diesem Punkt der von Reichholf gleicht. Artenwandel ist auch für ihn an einen *spezifischen* Begriff von Vielfalt, nämlich auf einen durch die Eigenart bestimmten, bezogen. Zwar toleriert Scherzinger innerhalb von Sukzessionsabläufen einen Wandel an Arten, er akzeptiert also auch deren eventuelles Verschwinden. Die Arten sollen aber immer aus

dem *heimischen* Artenspektrum stammen. Dieses darf also – wie es im konservativen Naturschutz üblich ist – nicht beliebig zugunsten von biogeografisch fremden Arten ausgeweitet werden. Nicht einheimische Arten bezeichnet Scherzinger gleichfalls als »Fremdlinge« (Scherzinger 1996, 53). Naturnähe und die weitere Entwicklung von Ökosystemen heißt also auch hier nicht Integration fremder Arten (vgl. ebd., 57, sondern Entfaltung einer heimischen Artenausstattung. Scherzinger begründet das damit, dass der Naturschutz allgemein davon ausgehen könne – und hier macht er keinen Unterschied zwischen dem bisherigen Naturschutz und Prozessschutz –, dass der naturnahe Wald aus »standortheimischen« Baumarten ein günstigeres »Beziehungssystem mit Flora und Fauna eingeht« (ebd.) als mit fremden Arten. Dennoch würde Scherzinger fremde Arten auf irreversibel gestörten Standorten – beispielsweise in der Stadt – akzeptieren und sogar fördern, doch nur solange, wie die fremden Arten keine einheimischen gefährden (vgl. ebd.).

Scherzingers Begriff von natürlicher Vielfalt folgt dem gleichen Deutungsmuster wie der des kritisierten konservativen Naturschutzes. Es werden nur diejenigen Arten akzeptiert, die zu einem bestimmten Lebensraum *passen*, die also gemäß der herkömmlichen Auffassung des Arten- und Biotopschutzes *charakteristisch* und deshalb repräsentativ sind. In Grenzen können dann auch fremde Arten in der Stadt akzeptiert werden, weil sie hier durchaus typisch geworden sind. Allerdings stellt die städtische Natur gegenüber der wilden landschaftlichen Natur als irreversibel »gestörte« Natur zweiter Klasse dar, sodass man im Prinzip froh sein muss über alles, was unter diesen »entfremdeten« Bedingungen noch gedeiht. Scherzinger begründet diese Entscheidung für die heimischen Arten damit, dass Arten eine bestimmte Funktion für Ökosysteme haben und so die *Qualität* und *Richtung* von natürlichen Prozessen prägen (vgl. Scherzinger 1997, 37). Schon bei der Behandlung des Arten- und Biotopschutzes zeigte sich, dass die materiellen Funktionen der Vielfalt der Arten und umso mehr dann der heimischen Arten für die Ökosysteme weitgehend unbestimmt und hypothetisch sind.<sup>44</sup> Hinsichtlich der Qualität der natürlichen Prozesse ist deutlich geworden, dass hier eine ganz bestimmte gemeint ist; es geht um die Entfaltung heimischer Vielfalt und nicht um einen Naturschutz im Sinne der Förderung möglichst offener evolutionärer Entwicklungschancen der Natur, wie dies Reichholf vorschwebt. Gegenüber dem traditionellen Naturschutz tritt Scherzinger zwar für weniger Pflege kulturlandschaftlicher Konstellationen ein und propagiert mehr freie Entwicklungsmöglichkeiten der Natur, man sollte sich aber von seiner Kritik an der Musealisierung nicht täuschen lassen: Auch er vertritt kein Modell völlig freier Verwilderungsprozesse. Scherzingers Naturauffassung ist wie die des traditionellen Naturschutzes *teleologisch* und daraus folgt die Legitimation, u.U. steuernd einzugreifen. Das jeweilige Telos ergibt sich aus dem Landschaftscharakter.

---

44 Vgl. Kap. 3.2.

Dieses steuernde Eingreifen als Förderung der Entfaltung der durch die Eigenart der Landschaft vorgegebenen Möglichkeiten wurde vom Heimat- und Naturschutz ursprünglich als eine einfühlsam künstlerisch-gestalterische Aufgabe verstanden. Aufgrund der Entwicklung des Naturschutzes nach dem Zweiten Weltkrieg wurden dieses Gestaltungsverständnis und auch das Wissen über die kulturelle Dimension des Naturschutzes weitgehend aus dem professionellen Problemverständnis verdrängt. Daher verortet Scherzinger Entwicklungspotenziale *ausschließlich auf Seiten der Natur*, während Veränderungsinteressen auf der kulturellen Seite in zivilisationskritischer Denktradition, die wir auch im Kontext des Arten- und Biotopschutzes behandelt haben,<sup>45</sup> als Ausdruck menschlicher Arroganz und Herrschaft interpretiert werden. Das wird jedoch – wie sich gezeigt hat – der Naturschutztradition *im weiteren Sinne* in keinem Fall gerecht. Dennoch findet sich in Scherzingers Prozessschutztheorie ein Rest an menschlichen Möglichkeiten, die natürliche Vielfalt zu gestalten. Diese Möglichkeiten beinhalten aber nicht, dass die Landschaft im Dienste menschlicher Funktionsinteressen weiter ausgebaut wird, wie es im Heimat- und Naturschutz der Fall war, sondern lediglich, dass die *charakteristische* ›Natürlichkeit‹ und ›vollkommene Reinheit‹ eines Biotops wiederhergestellt werden soll: Stirbt eine Art aus, die Scherzinger zur naturnahen Artausstattung eines ›Ökosystems‹ zählt, oder verringert sich ihr Bestand in bedrohlichem Maße, dann befürwortet er die Wiederherstellung vor allem der spezifischen Tierwelt. Mit der Wiederansiedlung von Tierarten kann das Artenspektrum in einer bestimmten Region wieder vervollkommen werden, wobei Scherzinger aber auch die Schwierigkeit (und Kosten) von Wiederansiedlungsversuche thematisiert. ›Gestaltung‹ heißt dann, die Struktur von Biotoptypen hinsichtlich der Habitatansprüche der gewünschten Arten zu verbessern (vgl. Scherzinger 1990; Mebs und Scherzinger 2000). Scherzinger geht in einem Zitat, das sehr an Disko erinnert,<sup>46</sup> davon aus, dass bestimmte Arten eines Gebietes eine Art ›Heimatrecht‹ haben, weil sie zur Landschaft als ursprünglich zugehörig und typisch empfunden werden, sodass ohne diese Arten der Charakter jener Räume irreversibel verloren ginge: »Was wäre aber Galapagos ohne Riesenschildkröten, der Gran Paradiso ohne Steinböcke, das Wattenmeer ohne Seehunde und Bialowies ohne Wisente?« (Scherzinger 1990, 296) Die Wiederansiedlung von typischen Arten, etwa des Uhus und des Rauhfußkauzes im Bayerischen Wald, leistet also einen Beitrag zur Vervollkommenung der Eigenart. Das ist legitim, doch sollte man wissen, dass man dabei nicht der Natur ›an sich‹ zu ihrem Recht verhilft, sondern bestimmten kulturellen Wertschätzungen.<sup>47</sup>

---

45 Vgl. ebd.

46 Vgl. Kap. 3.1.

47 Vgl. Kap. 3.1, 3.2.

Die Bedeutung der die spezielle Eigenart einer Landschaft repräsentierenden Artenkonstellation führt dazu, dass Scherzinger nicht die pure Artenzahl als *abstraktes Quantum* zum Maß aller Dinge im Naturschutz machen will (vgl. Scherzinger 1996, 52). Entscheidend ist, dass die *Artenvielfalt* eine Typik ausdrückt:

»Die hohe Bedeutung, die dem Bewertungskriterium ›Artenvielfalt‹ bei Biotopbeschreibungen im Allgemeinen zuerkannt wird, ist im Grunde nicht gerechtfertigt, wenn Arten als *gleichwertige Einheiten* betrachtet werden: vom winzigen Goldhähnchen bis zum Auerhahn und vom häufigen Buchfink bis zum seltenen Weißrückenspecht. Die Aufschlüsselung der Diversität nach *typischen* Waldarten, empfindlichen Nicht-Singvögeln, Nestgilden (Höhlenbrüter) sowie *gebietstypischen* Rote-Liste-Arten ist daher zur Interpretation notwendig.« (Ebd., 53; Hervorhebung d. Verf.)

Die Artenvielfalt sei somit kein bloßer Sammeltopf und als reine Auflistung der Gesamtartenzahl wenig aussagekräftig (ebd.). Vielmehr zählt sie als Maßstab nur, wenn sie bei ihrer Erfassung nicht als pure Zahl gleichwertiger Arten erscheint, also als ein rein quantitatives Maß, sondern wenn sie – wie auch im Artenschutzbericht des BfN festgehalten – die Typik eines Raumes *repräsentiert*. Den Wert einer Landschaft zu erfassen heißt dann, anhand deren Artenvorkommen ihre Eigenart zu interpretieren. Das scheint zwar eine rein ökologisch-naturwissenschaftliche Arbeit zu sein, doch ist sie Ausdruck einer kulturell motivierten Wertschätzung von individuellen Räumen und Naturzuständen gegenüber abstrakter Universalität. Im Naturschutz ist diese Frontstellung durch die Polarität des Heimischen und Fremden konnotiert.

Vielfalt hat auch bei Scherzinger die Aufgabe, auf einen bestimmten heimischen Idealzustand zu verweisen. Darüber hinaus ist dieser Zustand, so Scherzinger, durch absolute und charakteristische Naturnähe gekennzeichnet, wobei seltene Arten als besonders anspruchsvolle gewissermaßen die Krönung einer Artenausstattung bedeuten. Die Vielfalt ist dabei aber *keine* Funktion der Naturnähe. Die Vielfalt einer Landschaft oder eines Systems steigt auch nicht unbedingt mit deren Naturnähe an (vgl. Scherzinger 1996, 38). Aber mit Naturnähe setzt sich die ›richtige‹, der Charakteristik der Landschaft möglichst *ohne menschlichen Einfluss* entsprechende Vielfalt durch, während die Artenvielfalt der Kulturlandschaft die *Einheit* des menschlichen Tuns mit den vorhandenen natürlichen Möglichkeiten symbolisiert. Konsequenterweise ist Scherzinger bereit, für die Entwicklung der natürlichen Artenvielfalt Artenverluste in Kauf zu nehmen. Das kann aber für den Naturschutz im Allgemeinen nicht das letzte Wort sein.

#### 4.2.2.2 Der Mosaikzyklus als Modell natürlicher Entwicklung

Neben der Kritik an seinem statischen Aufgabenverständnis ist ein weiterer Kritikpunkt Scherzingers am bisherigen Naturschutz, dass er Theorien aus der Ökologie übernommen habe, die Ökosysteme als geschlossene, stabile und auf ein Klimaxstadium gerichtete Systeme beschreiben würden, die sich dann in einem Gleichgewicht befänden (vgl. Scherzinger 1995). Dadurch werde die Natur falsch verstanden, sodass durch die Konservierung von als gleichgewichtig angesehenen Zuständen in der Landschaft eine »gepflegte, gestaltete, gezähmte und geschönte Natur« geschaffen worden sei, derer wir mittlerweile überdrüssig geworden seien (Scherzinger 1997, 33). Diese im Kern ästhetisch und sinnhaft motivierte Kritik ist durchaus berechtigt, denn schon die ursprüngliche Konzeption des Naturschutzes im engeren Sinne ging davon aus, dass vorzugsweise im vegetationskundlichen Sinne interessante Orte, so wie sie sind, vor weiterer Veränderung zu schützen seien, selbst dann, wenn sie – wie meist – durch Nutzung entstanden sind.<sup>48</sup> Dieses Aufgabenverständnis hat dann den Arten- und Biotopschutz maßgeblich beeinflusst.<sup>49</sup>

Scherzinger bezeichnet den Zustand der Landschaften und auch das Vorgehen des Naturschutzes deshalb als naturfern, weil die Natur sich nicht nach Gleichgewichtsvorstellungen beschreiben lasse. Vor allem kritisiert er die Interpretation der Wälder als eine Art mütterlichen Superorganismus, der im Klimaxzustand als Höhepunkt der Waldentwicklung ende (Scherzinger 1995, 53). Dieser Zustand präsentiere sich in vollendeter Schönheit und Harmonie: »Sein Artenreichtum ist in ein untrennbares Beziehungsgefüge verflochten – als Garant für Gleichgewicht, Stabilität und Dauerhaftigkeit«. (Ebd.) Die Einzelorganismen in diesem »liebenswert-naiv(en) Bild der funktionellen Ganzheit einer Waldlebensgemeinschaft« (ebd., 54) hätten quasi als Teile dieses Systems, die dem Ganzen dienen, jeweils spezifische Aufgaben und Funktionen. Diese Vorstellung von Waldökologie, welche sich im Wesentlichen aus einer »Idee der zielstrebig determinierten Biozöosen als geschlossene Gesellschaften« (ebd., 55) herleite, sei von Grund auf falsch und liege metaphysischen Waldbetrachtungen wesentlich näher als der materiell-ökologischen Realität:

»Die Idee von *Gaia*, der allumfassenden Erde und ihrer Biozöosen als kosmischen Überorganismus, faßt alle diese Teilfunktionen, die in eng verzählter Wechselwirkung dem Ganzen dienen, als anschauliches Bild zusammen. Je mehr Arten an Pflanzen und Tieren an diesem Prozeß beteiligt sind, desto präziser die Gesamtfunktion, desto stabiler das Gleichgewicht eines solchen Systems.« (Ebd., 54)

Einem solchen »märchenhaften Waldbild«, das »in der Erinnerung an ein verlorenes Paradies in erster Linie unsere eigenen Emotionen, Wünsche und Sehnsüchte wi-

48 Vgl. Kap. 2.1.10.

49 Vgl. Kap. 3.2.

derspiegelt« (ebd., Umstellung im Zitat), setzt Scherzinger Ergebnisse der modernen Waldökologie entgegen, wonach zielstrebige, in ihrer Veränderungsrichtung auf ein vollkommenes Klimaxstadium determinierte Biozönosen nicht existierten und Gleichgewichtsvorstellungen einem »Dynamik-Konzept« gewichen seien.

Diese Darstellung widerspricht zunächst der Aussage, auch Scherzinger verfolge ein teleologisches Naturbild. Dieser, seiner Ansicht nach veralteten, organisistischen Theorie stellt er zwar einen »modernen« Dynamikansatz entgegen, der wesentlich attraktivere Erklärungswege offen halte, die Natur zu beschreiben, er bleibt aber, wie seine Haltung zur landschaftlichen Typik und zu fremden Arten zeigt, in organisistischen Deutungsmustern verhaftet und vertritt *keinesfalls* eine individualistische Naturschutzauffassung, die das Ideal einer prinzipiell offenen und kontingenten biologischen Entwicklung zur Folge hätte. Auch ihm geht es nicht nur um die »richtige«, nämlich typische Form der Vielfalt, sondern ebenfalls um die »richtige« Form von Dynamik *in* einem ganzheitlichen System. Dieses System wird im Grunde nicht als ein ökologisches System gedacht, das vom Forscher entsprechend seiner Untersuchungsperspektive konstituiert wird, sondern – wie im Naturschutz üblich – als eine landschaftlich-typische Raumkonstellation. Reichholz hatte dagegen konsequent ein Denken in der Kategorie der Landschaft abgelehnt.<sup>50</sup> Die landschaftlichen Einheiten sollen aber nach Scherzinger im Gegensatz zum traditionellen Naturschutz dynamischer verstanden werden. Er ist davon überzeugt, dass eine sämtlichen natürlichen Systemen innewohnende Dynamik den konservierenden Schutz klassischer Prägung als Naturschutz im engeren Sinne teilweise ad absurdum führt. Diese Dynamik ist für ihn also weder eine völlig offene, ungerichtete, noch erschöpft sie sich in der Erreichung eines bestimmten Klimaxstadiums. Vielmehr entwickelt sich die Natur im Rahmen der konkret räumlichen Gegebenheiten in gewisser Weise in Richtung auf dieses Stadium (in Richtung auf eine Waldgesellschaft), weist aber *innerhalb* dieses Stadiums durch Überalterung, endogene Störungen immer unterschiedliche Entwicklungsstadien auf.

Das Problem, das Scherzinger anspricht, ist aus der Naturschutzpraxis hinlänglich bekannt:

»Ein hervorragender Biotop (Wachholderheide, Trollblumenwiese) wird unter Naturschutz gestellt. Selbst eine konsequente Abschirmung gegen menschliche Eingriffe kann nicht verhindern, daß der schützenswerte Zustand allmählich verloren geht und sich gänzlich neue Lebensräume und Tierarten etablieren (Verbuschung, Wiederbewaldung). Sowohl im Artenschutz als auch im Biotopschutz war diese Sukzessionsdynamik lange nicht einkalkuliert.« (Scherzinger 1990, 293; Umstellung im Zitat)

50 Vgl. Kap. 3.1.

Dieses Problem hatte schon Schoenichen angesprochen.<sup>51</sup> Scherzinger kritisiert somit letztlich die organiszistisch begründeten Gleichgewichtsvorstellungen von Ökosystemen des bisherigen Naturschutzes, weil das dazu geführt habe, dass naturferne Zustände erhalten wurden. Er bleibt aber nicht nur im Hinblick auf die Wertschätzung landschaftlicher Eigenart und heimischer Vielfalt organiszistisch-naturschützerischen Denktraditionen verbunden, sondern er greift auch, trotz seiner Kritik an solchen Auffassungen, bei der Beschreibung der natürlichen Dynamik von Ökosystemen auf eine Form der Gleichgewichtsvorstellung zurück, die ohne einen Klimaxzustand nicht zu denken ist, nämlich auf den so genannten Mosaik-Zyklus.

Die Mosaik-Zyklus-Theorie geht auf Hermann Remmert zurück (vgl. Remmert 1991a; 1991b; vgl. dazu Jax 1994; Böhmer 1997). Ausgangspunkt zu den Überlegungen dieser Theorie war die Wahrnehmung einer räumlichen und zeitlichen Heterogenität von Urwäldern. Remmert beschreibt Urwald als ein Mosaik verschiedener Phasen der Waldentwicklung. Diese Phasen reichen von offenen Flächen, die nach einem Zusammenbruch von Bäumen entstanden sind, über Zwischenphasen unterschiedlicher Sukzessionsstufen bis hin zu Flächen, die mit den Bäumen bestockt sind, die der traditionellen Vorstellung von der Klimax eines Gebiets entsprechen. Diese einzelnen Stufen sind in einem raum-zeitlichen Mosaik auf der Fläche verteilt und verlaufen in asynchronen Zyklen. Die einzelnen Mosaiksteine entwickeln sich, ebenso wie der gesamte Wald, in einem Zyklus mit einer Geschwindigkeit, die dem jeweiligen Lebensraum entspricht. Die Ungleichgewichtszustände der einzelnen Sukzessionsphasen heben sich bei einer großräumigen Betrachtung in einem Gleichgewichtszustand auf (vgl. Remmert 1991a, 162). »Somit impliziert auch die Mosaik-Zyklus-Theorie übergreifende Stabilitätzustände von Ökosystemen.« (Potthast 1999, 62) Entsprechend sind »alle in einem Ökosystem denkbaren Katastrophen [...] ebenso wie die Reparatur solcher Katastrophen im System bereits vorprogrammiert« (Remmert 1987, 32). Diese Naturvorstellung ist also auch auf dieser Ebene teleologisch und keinesfalls offen evolutionär.

»Die Annahme vorprogrammierter Störungen und deren Reparatur geht von einem Ökosystem als Einheit aus, das aus kleinen zersplitterten Flecken besteht, auf denen zeitlich versetzt immer die gleichen Zyklen ablaufen. Die Idee vom Wachsen und Sterben eines Ökosystems als (Super-)Organismus ist damit nicht aufgegeben, sondern vielmehr nur verschoben, denn in der Summe solcher Zyklen wird das Gesamtsystem sogar unsterblich.« (Potthast 1999, 62)

Die Mosaik-Zyklus-Theorie verbindet somit die Vorstellung von Dynamik mit der Vorstellung eines Klimaxzustandes und entspricht aufgrund der organiszistischen

---

51 Vgl. Kap. 2.1.10.

Ausrichtung dieser Theorie dem konservativen *Idealbild einer gebundenen Entwicklung*. Sie eignet sich daher hervorragend als ökologischer Beleg für Scherzingers Ideal eines *dynamisierten traditionellen* Naturschutzverständnisses: Die Klimax des Mosaik-Zyklus ist die großräumige Summe der einzelnen Sukzessionsphasen, sodass die Dynamik keine offene, beliebige und ungerichtete ist, wie im individualistischen Konzept, sondern eine *in* einem gegebenen landschaftlichen Ganzen. Scherzinger geht also selbst von einer Vollkommenheitsvorstellung aus, obwohl er den Naturschutz dafür kritisiert; im Unterschied zu diesem betont er aber die räumlich-zeitliche Differenzierung des Idealzustandes in immer wieder durch Störungen oder Überalterung initiierten teilräumlichen Sukzessionen (vgl. Scherzinger 1995; 1997). In diesem Rahmen sind auch Modifikationen der Landschaftscharakteristik möglich, die aber *aus* der vorhandenen Eigenart heraus entstehen. Diese Dynamik führt zu einem fortlaufenden Artenwandel. Sie wird aber immer in einem Zyklus, als eine in Grenzen offene Kreisbewegung, gedacht und ist so gesehen nicht beliebig. Durch die unterschiedlichen Entwicklungsstufen innerhalb der landschaftlichen Einheit entstehen eine physiognomische Variationsbreite und eine Vielfalt im Landschaftsbild sowie eine spezifische Artenvielfalt. Die Gleichgewichtsvorstellung wird lediglich flexibilisiert. Scherzinger macht allerdings keine Angaben darüber, wie das Verhältnis dieses flexiblen Gleichgewichts zu ökosystemaren Funktionen zu bestimmen ist, wenn kritisiert wird, dass die traditionell statische Gleichgewichtsvorstellung mit dem Wunschbild einer umfassenden Stabilität der Natur verbunden ist.

Scherzingers Bezug auf ein bestimmtes Vollkommenheitsstadium kommt darin zum Ausdruck, dass er den Mosaik-Zyklus explizit mit dem *Reifeprozess* des Systems hin zu einem *vollkommenen* Zustand in Verbindung bringt (vgl. Scherzinger 1997, 32): »Dank dieser zyklischen Abfolge der Entwicklungsphasen kann aber im Gesamtmosaik ein *Gleichgewicht* der Proportionen erhalten bleiben. Auch macht der Zyklus die langfristige Wiederkehr mehr oder minder identischer Lebensraumqualitäten auf identischen Standorten wahrscheinlich.« (Scherzinger 1999, 10; Hervorhebung d. Verf.) Scherzinger geht davon aus, dass »der Zusammenbruch von Lebensgemeinschaften natürlich ist. Er bedeutet nicht das Endstadium der Entwicklung, sondern eine Zwischenphase des Gesamtzyklus.« (Scherzinger 1991, 40) Dagegen versuche der traditionelle Naturschutz krampfhaft, bestimmte Zwischenstadien zu erhalten. Um dieses Mehr an gerichteter Dynamik im Naturschutz umzusetzen, fordert Scherzinger einen Schutz von Sukzessionsabläufen, sodass sich Ökosysteme in einer sukzessiven Selbstdifferenzierung ausgestalten können (vgl. Scherzinger 1996, 252), ohne dass eingegriffen wird: Der alte Gestaltungsauftrag des Heimat- und Naturschutzes, der eine einfühlsame Verbindung von menschlicher und natürlicher Produktivität in der Landschaftsgestaltung vorsah (Naturschutz im weiteren Sinne), ist nun in die Selbstaugestaltung *ausschließlich der Natur* transformiert. Die Konsequenz ist klar: Der Mensch hat sich aus diesem

Gestaltungsprozess grundsätzlich herauszuhalten und ihn nur noch (bewundernd) zu beobachten. Dennoch kann aber auch Scherzinger nicht auf ein steuerndes Eingreifen verzichten, das notwendig wird, wenn sich die Natur von dem kulturell gesetzten Ideal der Eigenart entfernt, etwa, wenn fremde Arten einwandern.

Da Artenvielfalt als pure Artenzahl wegen ihrer Abstraktheit für Scherzinger kein ausreichendes Qualitätskriterium ist, würde er in jedem Fall innerhalb eines ›natürlichen‹ Sukzessionsverlaufs einen damit einhergehenden Artenwandel akzeptieren, der in den einzelnen Sukzessionsstufen vorübergehend zum Verlust einzelner Arten führen kann. Artenverluste sind hinzunehmen, solange sie sich innerhalb der als zyklisch gedachten Sukzessionsdynamik (Mosaik-Zyklus) bewegen: Über Prozessschutz sollte das

»jeweilige Standortpotenzial zur Entfaltung kommen; seien es Sukzessionen, die über einen naturnahen Strukturwandel das volle Reifen von Systemen ermöglichen; seien es natürliche Entwicklungszyklen, die vorübergehend auch zu Zerfall oder Zusammenbruch von Systemen führen können. Als Wesensmerkmale zufallsgesteuerter Prozesse sind hierbei auch Alterung, Absterben und Arten-Turnover, örtlich gar Artenverlust zu akzeptieren.« (Scherzinger 1997, 32)

Da auf genügend großer Fläche das Artenpotenzial bei aller Dynamik immer komplett sei, vertritt Scherzinger die Auffassung, dass die derzeitigen Schutzgebiete viel zu klein seien, als dass Sukzessionsabläufe von Ökosystemen sich ausreichend in einer sukzessiven Selbstdifferenzierung ausgestalten könnten (vgl. Scherzinger 1990, 252). Diese Feststellung ist natürlich für den Naturschutz sehr attraktiv, erlaubt sie doch, mehr Fläche und damit mehr Einfluss zu fordern.

Es zeigt sich, dass der Begriff der Dynamik bei Scherzinger keinesfalls mit dem liberalen Begriff von Dynamik zu verwechseln ist, sondern als zyklische Entwicklung eines Ganzen ein konservatives Entwicklungsmodell repräsentiert, das für das traditionelle Naturverständnis hoch attraktiv ist: Dieses zyklische Entwicklungsmodell gestattet es, ein konservatives und zivilisationskritisches Naturschutzverständnis nicht nur (wieder einmal) als wahrhaft ökologisches auszugeben, sondern dieses Verständnis zusätzlich mit einer liberalen Terminologie zu umkleiden, ohne zentrale konservative Denkkategorien und Wertmaßstäbe (Eigenart, Vielfalt, Vollkommenheit) aufgeben zu müssen. Das ökologisierte Naturschutzverständnis der Nachkriegszeit wird – verbunden mit einer Polemik gegen gleichgewichtsorientierte Klimaxvorstellungen – als fortschrittlich ausgegeben, ohne dass die zivilisationskritische und kultur- bzw. gesellschaftsabstinente Haltung des ökologisierten Naturschutzes aufgegeben wird.

Diese Position wäre dann respektabel, wenn sie ihre kulturellen Bezüge offenlegen und verdeutlichen würde, dass es nicht um die ›Natur an sich‹, um eine letztlich auch biozentrische Haltung geht, sondern um die im Wald historisch gewachsene

Eigenart, die erhalten werden soll, weil die je nach Raum immer wieder andere Vielfalt der Welt geschätzt wird. Dagegen führt die Verschleierung der kulturellen Bezüge dazu, dass die menschliche Aneignung der Natur grundsätzlich als ›exogene Störung‹ und als Herrschaft über die Natur interpretiert wird, obwohl es auf der anderen Seite für Scherzinger wieder legitim ist, gewissermaßen im Namen der Natur ›gestaltend‹ einzugreifen und Arten mit ›Heimatrecht‹ auszuwildern. *Würde dies reflektiert, wäre die Reformulierung einer Theorie einfühlsamer (mimetischer) menschlicher Gestaltung unvermeidbar*, wie sie der klassischen Theorie der Landschaftsgestaltung als Naturschutz im weiteren Sinne zugrunde liegt. Auf Scherzingers letztlich halbherzige Kritik am traditionellen Naturschutz könnte dann verzichtet werden.

Der im Kontext der Debatte über die fremden Arten skizzierte liberal-progressive Naturschutz<sup>52</sup> würde dagegen keinesfalls darauf bestehen, dass bestimmte, heimische Arten geschützt werden und andere nicht, weil prinzipiell alle Arten als gleich angesehen werden. Es zählt allein ihre Anpassungsfähigkeit an sich ändernde Umstände und ihre Flexibilität. Ein konsequent liberal-progressiver Naturschutz würde keine Artenstützungen oder -auswilderungen durchführen, denn die Arten würden sich dieser Auffassung nach den Umweltbedingungen gemäß individuell arrangieren, wobei kein Entwicklungsziel als Sollzustand zu definieren ist, auch kein physiognomischer. Stirbt eine Art also aus – weshalb auch immer – so wäre das lediglich das Ergebnis sich ändernder Bedingungen innerhalb eines offenen Spiels von Möglichkeiten. In dieser Konsequenz vertritt aber nicht einmal Reichholf diesen Ansatz, denn er engagierte sich z.B. maßgeblich für die Wiedereinbürgerung von Bibern in Bayern. Zwar kann man nur auf diese Idee kommen, weil sie als Teil der heimischen Eigenart verstanden wurden, dabei wurden aber Biber aus Kanada und Skandinavien eingesetzt, weil die in der damaligen DDR vorkommenden mitteleuropäischen Elbebiber nicht verfügbar waren. Für die Kritik an der Auswilderung nichtregionaler Schläge hatte Reichholf als ›individualistischer‹ Ökologe konsequenterweise kein Verständnis. Für ihn wies Bayern als Gebiet ein Potenzial für Biber auf, das man nutzen konnte, auch durch den Einsatz von Exemplaren aus anderen Weltgegenden (vgl. Reichholf 1996b).

Gegenüber der offenen Position des individualistischen Ansatzes ist Scherzinger der Ansicht – und aus dem bisher Gesagten ergibt sich das folgerichtig –, dass Prozessschutz keinesfalls zum »Nichts-Tun verleiten oder verkommen« dürfe (Scherzinger 1997, 35). Nichtstun würde zum »Desinteresse am Realgeschehen führen und zur Inaktivität gegenüber Artenverlusten« (ebd.). So ernst war also die Akzeptanz von Artenverlusten doch nicht gemeint und daher ist zu differenzieren: Einem Verlust an – seiner Ansicht nach ›schützenswerten‹ – Arten würde Scherzinger entgegenwirken, wenn er außerhalb der zu prognostizierenden Zyklen der Sukzessionsentwicklung stattfinden würde. Diese Unterscheidung in

52 Vgl. Kap. 3.1.

Artenverlust *innerhalb* des Sukzessionsverlaufs – in normal und natürlich – und Artenverlust *außerhalb* des Sukzessionsverlaufs – in unnatürlich und durch Artenschutz auszugleichen – deutet darauf hin, dass bei Scherzinger Dynamik nicht gleich Dynamik ist: Nur diejenige natürliche Dynamik, die innerhalb des Systems auftritt, ist ›gut‹. Bestimmte äußere Störungen können auch integriert werden, wie Blitzschlag oder Sturm, die nur als Modifikationen der natürlichen Entwicklungszyklen wirken und insofern normal für das System sind. Natürliche Störungen heben sich sozusagen in natürlicher Dynamik wieder auf. Anders verhält es sich mit menschlichen Störungen. Sie gehören nicht zum System und müssen aktiv ausgeglichen werden, durch Prozessschutz im Allgemeinen und Auswilderungen im Besonderen. Die natürliche Dynamik im Rahmen einer vorhandenen Typik ist in diesem Zusammenhang immer Ausdruck für Naturnähe eines Systems. Naturnähe ist gewissermaßen ein Qualitätsziel und ein Sollzustand für ein System, zu dem es heranreifen soll. Prozessschutz kann zu diesem Reifevorgang beitragen. Indem Scherzinger aber nun einen Sollzustand definiert, der darin liegt, dass sich ein möglichst vielfältiges, aber dennoch prognostizierbares physiognomisches Mosaik an unterschiedlichen Sukzessionsstufen ausgestaltet, hat er eine *historische* Sicht von natürlichen Systemen, die man daher besser als landschaftliche Konstellation bezeichnet. Er befindet sich damit aber im Gleichklang mit klassisch organismischen Sukzessionstheorien – wie etwa der Superorganismustheorie in der Gaia-Hypothese –, die er selbst als naturfern und falsch kritisiert (vgl. Scherzinger 1995).

An der Stelle, an der Scherzinger nun ein Qualitätsziel als Entwicklungsziel einführt, nämlich – oberflächlich gesehen – die Naturnähe von Systemen, wechselt er die Ebene. Die ganze latente kulturelle Determination seiner Theorie wird offensichtlich: Er befindet sich nicht mehr auf der naturwissenschaftlichen Ebene, auf der er Sukzessionstheorien darlegt, sondern auf der kulturell motivierten und politischen *Leitbildebene* des Naturschutzes und damit im Bereich wertgeleiteter gesellschaftlicher Handlungen. Ein Qualitätsziel für ein Ökosystem oder eine Landschaft, also ein Maß dafür, wie etwas sein soll, kann man nicht aus einer Naturwissenschaft ableiten. Dessen ist sich Scherzinger zunächst bewusst: »Naturnähe« ist kein ökologisches Kriterium. Pflanzen- und Tierarten verhalten sich mehr oder weniger opportunistisch und differenzieren ihre Optionen nicht nach Hemerobiegraden. (Für die Borkenkäfer ist es irrelevant, ob ein Fichtenbestand infolge Sturm bzw. Trockenis oder Holzeinschlag bzw. Luftschadstoffen geschwächt wurde.)« (Scherzinger 1997, 38) Daher gebe es auch *keine Indikatorarten in Flora und Fauna für Naturnähe* (ebd.). Darüber hinaus ist er sich auch der Tatsache bewusst, dass es eine unüberschaubare Vielfalt von Ausformungsmöglichkeiten von Wäldern gibt, Wälder mit und ohne Weidedruck durch Großtiere – oder Wälder, die lange Zeit durch menschliche Nutzung geprägt wurden. Diese Erscheinungsformen seien alle »irgendwie Ausdruck von Natur« (Scherzinger 1995, 56). Es schwimmt also völlig, was denn noch ›Natur‹ ist.

Obwohl Scherzinger nun selbst feststellt, dass *Naturnähe*, sein Qualitätsziel im Naturschutz, naturwissenschaftlich nicht zu definieren ist, fordert er dennoch *höchstmögliche* Naturnähe, weil er sonst eine offene kulturelle Perspektive einnehmen müsste. Er ist aber paradoxerweise davon überzeugt, dass es – wenn es schon in Flora und Fauna keine Indikatorarten für Naturnähe geben kann – immerhin »in einem System Merkmale gibt, die Indikatoren für Naturnähe sind« (Scherzinger 1997, 38). Letztlich sind das wieder typische Arten und zyklische Prozesse. Aber auch diese Einschätzung ist eine kulturelle, auch wenn Scherzinger meint, es reiche, »daß der anthropogene Einfluß (in einem Nationalpark; d. Verf.) schrittweise reduziert und das natürliche Artenpotential an Pflanzen und Tieren entwickelt« werde (Scherzinger 1995, 56). Naturnähe wird zum einen zum absoluten Wert und ist dementsprechend *abstrakt*. Dieser Wert wird nicht weiter hinterfragt, was dazu führt, dass er dann *unerkannt* durch den kulturellen Wert der Eigenart näher spezifiziert und physiognomisch definiert wird. Das Gleiche ist beim Begriff der Vielfalt der Fall: Unter der Hand und in der Summe wird auch von Scherzinger der Schutz *typischer Landschaftsbilder* vertreten.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Scherzinger bei aller Kritik am Naturschutz ein weitgehend traditionelles Bild davon hat, wie sich Eigenart, Vielfalt und Vollkommenheit in absoluter Natur darstellen und wie sich diese in der Gestalt einer Landschaft oder eines Landschaftsbestandteiles, vorzugsweise eines Waldes, niederschlagen. So gesehen entspringt der Prozessschutz, wie Scherzinger ihn fordert, trotz der Betonung der Dynamik natürlicher Entwicklung einer konservativen Naturschutzauffassung. In einer liberal-progressiven Auffassung von Prozessschutz würde es kein Entwicklungsziel und keine Qualitätsvorstellungen geben, wie sich ein System zu entwickeln habe. Die Dynamik der Natur wäre eine prinzipiell offene und ungerichtete, ein Artwandel also keinesfalls prognostizierbar. Stattdessen würden gerade Überraschungen als Ausdruck der Flexibilität der Natur hochgeschätzt. Innerhalb einer derartigen konsequent liberalen Auffassung müsste man beispielsweise auch akzeptieren, dass Arten verschwinden, und würde nicht stützend eingreifen, selbst wenn man diese für typisch hält. In letzter Konsequenz hieße das, sich auf eine beobachtende Position zurückzuziehen und streng genommen keine Vorstellung davon zu haben, was *natürlicher* ist als eine andere Entwicklung, weil die Natur kein Telos hat, an das sich eine bestimmte Entwicklung besser annähert als eine andere. Eine völlig offene Dynamik kann man daher gar nicht schützen – schon allein das Wort *Prozessschutz* signalisiert also bereits die konservative Stoßrichtung von Scherzingers Naturschutzidee.

#### 4.2.2.3 ›Gestaltung‹ als einfühlsames Management

Scherzinger formuliert im Grunde unterschwellig *einen kulturell motivierten Gestaltungsbegriff*, wenn er für die richtige Form von Dynamik eintritt. Die Kraft, eine landschaftliche Konstellation weiter auszugestalten, wird aber überwiegend auf der Sei-

te der Natur verortet, obwohl offensichtlich ist, dass in gewissem Maße steuernde Eingriffe des Menschen notwendig sind, um die gewünschte *Qualität* der Natur zu erhalten. Dadurch kann die kulturelle Dimension des Naturschutzes nicht formuliert und auch nicht abgewogen werden, in welchem Rahmen es legitim ist, aus einem letztlich denkmalpflegerischen Interesse heraus, Kulturlandschaften und Teile von ihnen als kulturelles Erbe zu schützen. Ebenso kann es ein respektables kulturgeschichtliches Motiv sein, für den Schutz der letzten Reste der Urlandschaft einzutreten. Vor allem wird aber durch die naturalistische Argumentation Scherzingers verdrängt, dass innerhalb des Naturschutzes im weiteren Sinne ursprünglich einmal die landschaftsgestaltende und vielfaltssteigernde Kraft auf der Seite der Gesellschaft mit ihren Nutzungsansprüchen verortet wurde, obwohl er eingestehen muss, dass auch Wirtschaftswälder mit ihren typischen Artenkonstellationen ›irgendwie‹ Natur sind.

Da die Wertmaßstäbe seiner Theorie letztlich kulturell motiviert sind, kann Scherzinger nicht vollständig auf die Selbstentwicklung der Natur vertrauen und muss steuernde menschliche Eingriffe zulassen, damit Sinnvolles entsteht: Ein Treibenlassen irgendwelcher Prozesse, eine un gelenkte Entwicklung ohne Sicherstellung ihrer Natürlichkeit bringe

»ein hohes Risiko zur Fehlentwicklung, wofür Lorenz – im Kontrast zum Begriff der natürlichen Evolution (= Entfaltung) – das drastische Wort Involution (= Abbau, Einschmelzen) geprägt hat. Wenn durch freies Laufenlassen auch interessante Wildnisgebiete entstehen können, so heißt un gelenkt nicht automatisch auch natürlich; letztlich werden ja auch Entwicklungen zugelassen, die zum Verlust der Phänomene (Naturschönheit, seltene Arten, ursprüngliche Artenvielfalt, seltene Ökosysteme) führen können.« (Scherzinger 1990, 294)

Scherzinger müsste daher ausführen, dass innerhalb seines »Dynamik-Konzeptes« (Scherzinger 1997) die kulturell motivierte Landschaftspflege und -gestaltung im Sinne der Pflege und Ausgestaltung der Eigenart – in seinem Fall der urtümlichen Eigenart – einen maßgeblichen Stellenwert genießt. Seine Kritik am Naturschutz wäre dann schlüssig, wenn er zeigen würde, dass man zu einer älteren und verdrängten Tradition zurückkehren müsste, nämlich der des offen kulturell motivierten und gestaltenden Naturschutzes im weiteren Sinne, also zur Tradition des Heimat- und Naturschutzes. Diese Tradition müsste – vor allem aufgrund ihrer auch bei Riehl deutlich werdenden antidemokratischen Bezüge – als Einsatz für die Individualität von Landschaften und Kulturen in zeitgemäßer Form interpretiert werden. Damit trifft Scherzingers Kritik überwiegend auf eine begrenzte Auffassung von Arten- und Biotopschutz zu, wie sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt hat und seitdem überwiegend das Naturschutzverständnis prägt, nicht aber für den Naturschutz generell, wenn man ihn in seiner *ganzen Tradition* würdigt. Die

angedeuteten alternativen Gestaltungsansätze werden durch seine Kritik ebenfalls nicht getroffen. Sie bieten einen Ausweg aus dem konservierenden Denken, indem sie jene Theorie mimetischer Naturaneignung vorlegen, die Scherzinger fehlt.

### 4.2.3 Halboffene Weidelandschaften

Der Prozessschutz löst die Widersprüche des modernen Arten- und Biotopschutzes nicht auf. Da alles Entwicklungspotenzial in die Natur verlegt wird, in die allerdings dann doch wieder eingegriffen werden muss, weil eine Entwicklung hin zu einem mit dem Begriff Eigenart verbundenen Vollkommenheitsstadium das Schutz- und unerschwellige Gestaltungsideal ist, stößt das Konzept frei waltender Natur an seine Grenzen. Letztlich kann nicht naturwissenschaftlich definiert werden, was Naturnähe ist. Daher muss eine Theorie gefunden werden, mittels derer wieder offensiver Landschaft gestaltet werden kann und dies dennoch als Naturprozess erscheint. Diese neue Theorie überträgt die Gestaltungsaufgabe Großweidetieren, weil diese ursprünglich nach der letzten Eiszeit die Verwaldung der Landschaft verhindert hätten. Die Beweidung mit Megaherbivoren ist dann das Mittel der Wahl, um aus naturalistischer Perspektive eine Wiederverwaldung zu verhindern und die Landschaft offen zu halten. Wie die Raubtiere sind die Megaherbivoren Symbole ursprünglicher Wildnis, die durch ihre Weidetätigkeit ein Mosaik an Biotopen herstellen sollen, das der Vielfalt der alten Kulturlandschaft nahekommt und Artenverluste ebenso wie ungehinderte Sukzession ausschließt. War bislang der traditionelle Naturschutz im engeren Sinne stark durch Vegetationskundler und ihre Interessen geprägt, melden sich jetzt mit der Megaherbivoretheorie vermehrt die Zoologen zu Wort.

#### 4.2.3.1 Wald oder nicht Wald: Die Megaherbivoretheorie

Ausgangspunkt der Megaherbivoretheorie ist die Kritik an der Auffassung, Mitteleuropa sei ursprünglich ein Waldland gewesen.<sup>53</sup> Im Rahmen dieser Auffassung werde zwar noch weitgehend anerkannt, dass es partiell auch waldfreie Gebiete gab, wie Moore, Flusslandschaften etc., der Einfluss der Großtiere und auch des Menschen als Jäger- und Sammler werde aber ignoriert. Dies gelte insbesondere für die Jagdtätigkeit und den Einsatz von Feuer (vgl. Beutler 1996, 51). Axel Beutler listet eine beeindruckende Zahl an Großweidetieren und Raubtieren auf, die ursprünglich Europa besiedelt hatten (vgl. auch Bunzel-Drüke et al. 1993/1994), um dann auszuführen, wie diese Megafauna im Spätwürm und im frühen Holozän unabhängig von Klimaveränderungen ausstarb. Dieses Aussterben sei ein Vorgang gewesen, der

53 Richtungweisend war die Tagung »Wo lebten Pflanzen und Tiere in der Naturlandschaft und der frühen Kulturlandschaft Europas« 1995 in Neuhaus im Solling.

weltweit zu beobachten sei und korreliere mit der Ausbreitung des modernen Menschen. Die These ist, dass durch den Einfluss der Großtiere schon früh die Landschaft geprägt, d.h. offengehalten wurde. Jedoch förderten auch Menschen spätestens seit 250.000 Jahren durch Feuer Steppenpflanzen und feuerresistente Pflanzen und verbesserte dadurch ihre Jagdbedingungen (Förderung von Gräsern und Kräutern als Nahrungsquelle des Wildes, leichtere Jagdmöglichkeiten im Offenland als im Wald). Insbesondere gelte dies für das Wirken von *Homo sapiens*, der sich weltweit ausbreitete (vgl. ebd., 22–23). Hinzu sei eine stete Verbesserung der Jagdwaffen gekommen. Vor 30.000 Jahren sei dann die Megafauna maßgeblich dezimiert gewesen (ebd., 82). Dieser Ansicht wird allerdings auch widersprochen und darauf hingewiesen, dass der Artenrückgang vor allem auch auf Klimaveränderungen zurückgehe (Parzinger 2014). Auch hätten die Jäger partiell schon ein Wildtiermanagement vorgenommen, indem sie nicht wahllos jagten, sondern nur Tiere eines bestimmten Alters töteten, damit sich die jeweilige Art reproduzieren konnte (vgl. ebd., 150).

Auffällig ist, dass sich im Entstehungsgebiet des Menschen, in Afrika und Süd-asien, die Megafauna erhalten hat, selbst wenn sie mittlerweile durch Wilderei und Siedlungsaktivitäten immer weiter bedrängt wird. Dies wird dadurch erklärt, dass hier die menschliche Population bis heute durch Krankheiten, wie Malaria und Parasiten, reguliert werde. Die Großtiere hatten daher die Möglichkeit, sich koevolutiv an den Menschen anzupassen. Demgegenüber brach die Megafauna in Amerika und Australien zu dem Zeitpunkt jäh zusammen, als die Jäger einwanderten und kaum durch natürliche Mechanismen in ihrer Vermehrung kontrolliert wurden (Beutler 1996, 86). Insofern war *Homo sapiens* eine invasive Art, die die These des einfühlsamen Naturumgangs einfacher Naturvölker relativiert.<sup>54</sup> Sicher ist, dass die Jäger und Sammler durch Brandrodung ihre Umwelt beeinflussten. Nicht weiter diskutiert wird aber, dass die entsprechend ausgelichtete Landschaft dann eigentlich eine Art frühe Kulturlandschaft gewesen ist, die der damaligen Verbreitung des *Homo sapiens* und seiner Technologie entsprach.

Diese nicht stattfindende Diskussion hat ihren Grund darin, dass der Naturschutz in seiner enger gefassten Tradition auf der Suche nach unverfälschten Naturzuständen ist. Bunzel-Drüke et al. und Beutler stellen daher die Frage, was der »ursprüngliche« Zustand der Landschaft gewesen sei und welchen Einfluss des Menschen man als »natürlich« akzeptieren könne (vgl. Beutler 1996, 92). Dieser Urzustand lässt sich jedoch ebenso wenig wie Natürlichkeit präzise beschreiben, weil die Naturräume schon so lange und erheblich durch den Menschen geprägt sind. Wieder einmal ist es »nicht möglich, genaue Festlegungen zu treffen« (ebd.). Dass aber Europa ursprünglich *kein* reines Waldland war, lässt sich Beutler zufolge plausibel sagen, denn »keine einzige heimische, noch existierende oder in den letzten 30.000 Jahren ausgestorbene Großsäugerart ist auf Wald angewiesen, und schon gar nicht

54 Vgl. auch Kap. 3.2.1.

auf geschlossenen« (ebd., 94). Allerdings hieße dies nicht, dass gar kein Wald vorgekommen sei, wahrscheinlich habe er sich in den klassischen Buchenwaldgebieten in den Mittelgebirgen und im Moränenland sowie in den Schluchten (Schluchtwälder) etablieren können. Auch Gebiete mit geringer Produktivität auf armen Böden seien kaum beweidet worden, weil für die Tiere der Aufwand in keinem Verhältnis zum Ertrag gestanden habe.

»In vielen Gebieten dominierten (somit; d. Verf.) Parkwälder mit Eichen, Kiefern, Fichte, Serbischer Fichte<sup>55</sup>, Eibe, Eiche, gebietsweise Grauerle sowie Obstbäume, in anderen Gras- oder Zwergstrauchheiden mit Kiefern, Schlehen, Ginster, Wacholder, Heckenrosen und Buchsbaum. Vielleicht würden dann hier, ähnlich wie auf den Schachten im Bayerischen Wald, einzelne total verbissene Ahorn- oder Fichtenbäume stehen. Die Wälder würden sich im Aufbau sicher wesentlich von unseren forstwirtschaftlich geprägten Hochwäldern unterscheiden. Wahrscheinlich entstünden vielerorts Bestände, die Macchien ähneln, dichte Schlehen-, Rosen-, Himbeergebüsche, Wacholder- und Buchsbaumhaine etc. [...]. Im Inneren von solchen Gebüschern konnten sich dann, geschützt durch die Dornsträucher empfindlichere Gehölze ansiedeln.« (Ebd., 99)

Das kennt man auch von verbuschten Weideland. Allerdings bleibt in Mitteleuropa, im Gegensatz zum klimatisch anderen Südeuropa oder Afrika, das Land nur durch menschliche Pflege offen, denn irgendwann wachsen aus den Dornenbüschen für die Tiere unerreichbar Bäume, deren Kronen sich im Lauf der Zeit schließen, sodass ein lichter Wald entsteht. Unter den Bäumen können dann als Schattenkeimer Buchen aufkommen, die schnell in die Höhe wachsen und die anderen Bäume unterdrücken. Im Schatten der dann beherrschenden Buchen wachsen schließlich nur eigene Nachkömmlinge heran (vgl. Bunzel-Drücke et al. 1993/1994, 8), sodass der mitteleuropäische Buchenwald entsteht. Eine Frage ist daher, ob allein die Megaherbivoren ihre Areale ohne unterstützenden Einfluss des Menschen offenhalten konnten, also ohne Feuer legende Jäger oder frühe Ackerbauern, die Rodungen durchführten.

Mit dem Abklingen der letzten Kaltphase (Weichsel) kam es zu einem starken Rückgang der Megafauna und zu einer zeitweise stärkeren Bewaldung Mitteleuropas.

---

55 Die Serbische Fichte geriet in den 1980er Jahren, nachdem sie nur noch in einem kleinen Gebiet in Südosteuropa natürlich vorkam, wegen ihres schmalen Wuchses in Mode und war dann in den Gärten weit verbreitet. Zusammen mit Cotoneaster und anderen Immer- bzw. Wintergrünen wurde sie als ›Exot‹ Ausgangspunkt der Kritik der Naturgartenbewegung an der modernen Gartengestaltung.

»Im Unterschied zu früheren Interglazialen spielt die verbißempfindliche Buche heute eine wichtige Rolle, was wahrscheinlich ebenfalls in Relation zur Reduktion der Wildbestände steht. Der vermehrte Einsatz von Feuer im Spätpaläo- und im Mesolithikum hat anscheinend den Verlust an Großherbivoren nicht ausgleichen können.« (Ebd.)

Seit dem Neolithikum ersetzte die Waldweide mit Hausvieh die Megaherbivoren. Es entstanden jene Hutewälder, die der Naturschutz später dann als so urtümlich empfand. Die starke Holznutzung im Mittelalter und im frühen Industriezeitalter führte zum Niedergang des Waldes und in landesfürstlicher Reaktion darauf zur Entstehung der Forstwirtschaft, die eine rigide Trennung zwischen Forst und landwirtschaftlicher Fläche durchsetzte. Es entstand das Ideal des frei wachsenden Waldes mit geraden Stämmen für die Holzproduktion, wohingegen sowohl die vielfältige bäuerliche Nutzung als Waldschädigung behandelt wurde, die verkrüppelte Bäume oder gebüschartige Niederwälder hervorbrachte (vgl. Radkau 2007, 34–37), als auch ›übermäßiger‹ Vieh- und Wildverbiss. Diese Verurteilung insbesondere des Verbisses durch Beweidung ging so weit, dass sogar im Naturschutz bei der Biotopkartierung Wildwechsel als ›Schäden‹ kartiert wurden (vgl. Beutler 1996, 52). Dagegen opponiert die Megaherbivoretheorie, die jetzt Verbiss als ›natürliches‹ Phänomen deklariert.

Für den Naturschutz ist diese Theorie vor allem auch deshalb attraktiv, weil erstens offene waldfreie oder lichte Standorte, die man häufig als devastiert betrachtet habe, mit neuen Augen gesehen werden müssten. Zweitens würden die Tier- und Pflanzenarten der Kulturlandschaft in neuem Licht erscheinen, denn sie müssten nicht mehr als ehemalige Einwanderer aus den östlichen Steppen verstanden werden. Denn unter der Voraussetzung, dass Mitteleuropa eigentlich ein Waldland sei, seien sie nie wirklich als ›heimisch‹ zu verteidigen gewesen:

»Die meisten Arten der Kulturlandschaft haben dann nur noch bedingt Gastrecht bei uns, denn dieses *Waldbild* ist eintönig, umfasst vornehmlich große, mosaikarme geschlossene, dunkle Bereiche. Der Naturschutz hat dann Argumentationsnot, denn er verteidigt ja gar nicht die einheimische Waldflora und -fauna, sondern eine artifizielle, von menschlicher Landverteilung geprägte zusammengewürfelte Sammelgemeinschaft all jener Organismen, die opportunistisch dort immerhin eine Lücke fanden, die bei Umstellung der Landverteilung durch andere Nutzungen entweder eine andere Lücke finden oder verschwinden – im letzteren Fall verschwindet dann eben gar nichts Natürliches.« (Gerken 1996, 8; Hervorheb. d. Verf.)

Und weiter:

»Wenn die überwiegende Zahl unserer Tiere keine Bindung an den Wald zeigt, dann gehören diese Arten entweder nicht zur mitteleuropäischen Fauna, sind allenfalls dorthin eingeschleppt, oder unser Bild von der Habitatqualität dieses Waldlandes ist zu überdenken.« (Ebd.)

Ähnliches gilt auch für die Pflanzenarten der mitteleuropäischen Wiesen (vgl. Bunzel-Drüke et al. 1993/1994, 11–12).

Mit der neuen Theorie kann also endlich die gesamte traditionelle Artenvielfalt als autochthon und ›ursprünglich‹, somit also als wahrhaft ›natürlich‹ dargestellt werden, sodass sich die Argumentationsstruktur, die in Zusammenhang mit der Diskussion über fremde und heimische Arten rekonstruiert wurde,<sup>56</sup> auch hier wiederholt: Es wird gegen Monotonie und Beliebigkeit Position bezogen und für das Recht jener Arten plädiert, die zur ›richtigen‹, typisch heimischen Vielfalt gehören. Auch hier ist somit die Eigenart des organisch-funktionalen Naturganzen zentraler Bezugspunkt. Die Arten sind dann heimisch, wenn sie ursprünglich zu einem ›Lebensraum‹ gehören und nicht durch den Menschen ›passiv‹ eingeschleppt wurden bzw. sich ›beliebig‹ verbreiten. Wenn sie ›echte‹ Neubürger sind, dann müssen sie aktiv eingewandert sein, sich ›produktiv‹ einfügen und dürfen auf keinen Fall die heimische Eigenart überformen. Vielmehr müssen sie ebenfalls für die Typik des Raumes stehen und sie bereichern. Zusammengewürfelte Zufallskombinationen aus ›Opportunisten‹, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind, sind dagegen ›unnatürlich‹ und ›minderwertig‹. Da in einer richtigen Gemeinschaft jede Art ihren Platz hat, ist bei aller Vielfalt keine überflüssig oder redundant. Menschliche Tätigkeiten, vor allem Nutzungen, ›verfälschen‹ nur die urtümliche Eigenart. Urtümlich ist dabei wörtlich gemeint. Daher ist man bereit, bis zur letzten Eiszeit zurückzugehen, um herauszufinden, was nach Mitteleuropa gehört und was nicht. So wird immer wieder um die richtige Naturvorstellung gekämpft, an der sich der Naturschutz orientieren soll, obwohl Natürlichkeit nie präzise definiert werden kann, und um Landschaftsbilder, die diese Vorstellungen repräsentieren und die dann in der Konsequenz herzustellen sind. Das kann dann im Fall der Megaherbivoren bedeuten, dass man in Teilen das Rad der Zeit zurück zu drehen versucht und jene überraschend reichhaltige Tierwelt, wie sie vor den großen Ausrottungen weltweit verbreitet war, wenigstens in Teilen wieder zurückgewinnen will und damit auch einen halboffenen, parkartigen Landschaftstyp.

Zwar lassen sich die weitgehend ausgestorbenen Arten der Megafauna nicht mehr schützen, wohl aber noch ihre letzten Reste und jene Arten, die ›eigentlich‹ keine Steppentiere sind und aus dieser Perspektive in der menschlichen Kulturlandschaft ein (vorübergehendes) Refugium gefunden haben, also all jene Arten, die bislang als ›Kulturfolger‹ galten. Dies betrifft z. B. auch jene lichtbedürftigen Käfer,

56 Vgl. Kap. 3.1.

die die Hälfte oder sogar zwei Drittel der europäischen Käferfauna ausmachen und die im Urwald nie hätten überleben können (vgl. Gerken 1996, 11). Die naturalistische Umdeutung der traditionellen Schutzobjekte scheint vollauf gelungen.

#### 4.2.3.2 Simulation von Ursprünglichkeit: »Quaternaryparks« als neue Hutelandschaften im Kontext einer »politischen Geografie des Charaktertiers«

Die Megaherbivoretheorie als Vehikel einer Suche nach ›wahrer‹ Ursprünglichkeit ist beispielhaft für die ›hybride‹ Konstruktion des Naturschutzes und seiner Objekte. Es ist nicht wirklich klar, was eigentlich die mitteleuropäische ›Urlandschaft‹ wesentlich prägte, die Natur in Form der Megafauna, oder der Mensch, der diese Fauna nutzte und mit Feuer entsprechende Landschaftsveränderungen vornahm, um Weidegebiete zu schaffen. Denn die ›Urlandschaft‹ war zumindest nach der Einwanderung des *Homo sapiens* eine frühe Form von Kulturlandschaft, deren Requisiten an den späteren Landschaftspark erinnern. Das Aussterben von Großweidtieren wie Mammut, Altelefant, Riesenhirsch und anderen ist für manche Naturschützer zwar heute noch verheerend, für aktuelle Naturschutzkonzepte aber kein Problem. Beutler führt aus, dass in Mitteleuropa unter ursprünglichen Bedingungen vor allem Wildpferde, Wildrinder und Hirsche als wandernde Großherbivoren dominiert haben. Für sie setzt man jetzt alte robuste Haustiervarianten (Konicks, Exmoorponys) und Rückzüchtungen (Heck- und Taurusrind<sup>57</sup>) ein, wenn sie nicht in mehr oder weniger großen Populationen überlebt haben (Waldwisent, Hirsch und Elch) (vgl. Beutler 1996, 93). Mitunter vermischt sich das Interesse, die urtümliche Natur zurückzugewinnen, auch mit dem, alte Haustierrassen zu erhalten, die daher in der Landschaftspflege eingesetzt werden.<sup>58</sup> Doch selbst dann, wenn es gilt, verlorene Arten wieder zu gewinnen, wie beim Heckrind, entsteht durch Rückzüchtung kein Auerochse mehr, sondern eher eine Art ursprüngliches Hausrind und das nicht nur, weil der Auerochse genetisch definitiv verschwunden ist, sondern weil die Heckrinder – so sehr sie ihm in ihrem Erscheinungsbild ähneln mögen – immer noch Domestikationsmerkmale zeigen. Beim Heckrind handelt es sich also um eine *moderne* Robustrasse, die phänotypisch dem Urahn ähnelt (vgl. Bunzel-Drücke 1996). Es ist eine so genannte *Abbildzüchtung* nach dem Vorbild von Höhlenmalereien und dem Augsburger Ur-Bild. Auch dies zeigt, dass der Naturschutz weitgehend kulturell geprägt ist, selbst wenn er für eine scheinbar reine Natur kämpft: Diese kulturelle Prägung gilt für die Ebene seiner Werte, seiner Schutzobjekte und seiner Maßnahmenkonzepte. Scheinbar ist ausschließlich der Schutz biologischer Objekte

57 Tarusrinder sind Rinder, die dem Auerochsen durch Einkreuzung etwa von spanischen Kampfrindern physiognomisch noch näherkommen sollen als die im Dritten Reich gezüchteten Heckrinder.

58 Zu Pferden vgl. Schilling (1996).

(Arten) für ihn maßgeblich, tatsächlich aber tritt er im Grunde wie schon der Prozessschutz letztlich für das richtige *Landschaftsbild* ein. Einen für den Naturschutz im engeren Sinne unschätzbaren praktischen Wert haben diese Weidekonzepte darüber hinaus: Man rekonstruiert nicht nur mehr oder weniger ursprüngliche Landschaftsbilder, die man genauso gut als Heiden und Hutewälder ausgeben könnte, sondern man kann die Flächen auch einzäunen und die Menschen aus den Schutzgebieten heraushalten (vgl. Gehlken, 2010, 93). Die Natur kann dann nur noch passiv bestaunt werden.

Die Ausgrenzung des Menschen aus den Schutzgebieten ist nicht nur im Interesse des enger gefassten Naturschutzes, sondern in Verbindung mit touristischer Nutzung zentral für das Nationalparkkonzept, sowohl national als auch international. Es verbindet den Schutz von Artenvielfalt, der Integrität ökologischer Prozesse und von Ökosystemen mit der Erholung als geistig-seelische Erfahrung. Bekannt ist, dass das Quellgebiet des Yellowstone River, das als Jagdgebiet der Ureinwohner gedient hatte, als »public park or pleasuring-ground for the benefit and enjoyment of the people« dienen sollte und zu diesem Zweck mit Militärgewalt in ein menschenleeres Gebiet umgestaltet wurde (vgl. Gißibl 2009, 229–230).

»Nicht immer waren diese Grenzziehungen mit physischer Ausgrenzung und Umsiedlung verbunden, doch selten ergaben sich die Grenzen von Nationalparks »natürlich«. Sie waren Ausdruck sowohl wirtschaftlicher, sozialer und politischer Machtverhältnisse als auch unterschiedlicher Wissensordnungen. Der Autorität von Naturschutzexperten kam bei der Definition der zu schützenden Natur von Anfang an eine wichtige Rolle zu.« (Ebd., 230)

Dies galt auch für die Einrichtung des ersten deutschen Nationalparks im Bayerischen Wald, bei der touristische Vermarktung und »Ursprünglichkeitskult« (ebd.) eine zentrale Rolle spielten. Die Tierwelt der deutschen Urlandschaft vor ungefähr 1000 Jahren sollte dargestellt und ansonsten die Natur sich selbst überlassen werden (vgl. ebd., 231–232). Doch *nomen est omen*: Statt ursprünglicher Wildnis entstehen Parks – »Quaternaryparks« eben, wie sie Bunzel-Drüke et al. (1993/94) nennen. Diese haben mehr oder weniger starkem Freigehegecharakter, denn eines können die großen Weidetiere in der mitteleuropäischen Landschaft nicht mehr; das zeigt schon allein das Schicksal des Rothirsches: frei wandern.

Bei der politischen Durchsetzung des Nationalparks Bayerischer Wald spielten Hubert Weinzierl und Bernhard Grzimek eine wesentliche Rolle. Letzterer war von den jahrelangen Diskussionen über den Serengeti-Nationalpark geprägt und mit seinen Filmen und Buchpublikationen bekannt geworden. In Bayern sollte ein ähnlicher Park geschaffen werden, also Idee und Begriff des Nationalparks gewissermaßen aus Ostafrika reimportiert und mit der »Wiedereinführung so genannter Charaktertiere eine deutsche Urnatur rekonstruiert werden (vgl. Gißibl 2009, 189–190).

Ursprünglich wurden in Ostafrika die Parks durch die Kolonialherren als Jagdreservate eingerichtet. Diese standen in der Tradition feudaler Jagdreviere in Europa (vgl. ebd., 183). Hierzu wurde ausgerechnet die lokale Bevölkerung, die – was man damals vielleicht noch nicht wissen konnte – in uralter Koexistenz mit der Megafauna lebte und sie auch nur dort nicht ausgerottet hatte, aus den Schutzgebieten verdrängt: »Auf Nutzungsansprüche der afrikanischen Bevölkerung nahmen die Reservate keinerlei Rücksicht, und im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Maji-Krieges in Ostafrika 1905 spielte die Einschränkung der Elefantenjagd durch großflächige Wildreservate eine wichtige Rolle.« (Ebd.) Das Wild war die wesentliche Ressource des Jagdtourismus und gleichzeitig »verfestigten sich in den kolonialen Naturschutzdebatten Vorstellungen, die man als politische Geografie des Charaktertiers bezeichnen könnte«, also »die Annahme, dass in bestimmten Tierarten das Wesen eines Lebensraums gewissermaßen in Reinform zum Ausdruck gelangt« (ebd., 184). Diese Vorstellung führte dazu, dass der Begriff Charaktertier »zu einem alle Wissenschaften durchdringenden Prinzip wurde, das sich bis in die Darstellungsformen naturhistorischer Museen oder die Hagenbeck'sche Revolution des Landschaftszoos nachweisen lässt« (ebd.). Diese Tiere waren ein besonders auffälliger Bestandteil der landschaftlichen Eigenart und standen symbolisch für die imaginierten Ideallandschaften.

Grzimeks Zugang zu Schutzgebieten war jedoch nicht das Jagdmotiv, sondern – für einen Zoodirektor wenig überraschend – die Ausstellung charismatischer Großsäugetiere. Das Naturverständnis der Kolonialherren »ersetzte er durch idealisierte, harmonische Paradieswelten« (ebd., 190), wie er sie vor allem in der Serengeti sah. Entsprechend wurde der Nationalpark Bayerischer Wald primär nicht vor dem Hintergrund der alten deutschen Tradition des Urlandschaftsschutzes diskutiert, sondern – vermeintlich moderner – als Import eines internationalen Naturschutzverständnisses aus Afrika. Der Nationalpark sollte ein »bayerisches Serengeti« (ebd.) werden. Das hatte Folgen: Erstens sollte der Tourismus als Potenzial im strukturschwachen Ostbayern angekurbelt werden. Zweitens verstand und präsentierte Grzimek die Serengeti immer als menschenleere Wildnis, obwohl sie »menschheitsgeschichtlich wohl am längsten von der dynamischen Koexistenz von Menschen und Tieren geprägt worden war« (ebd., 191). Menschen waren nicht mehr als einheimische Jäger, sondern nur noch als fremde (schützende) Forscher und (passive) Touristen erlaubt (vgl. ebd., 192). Weder wurden die Auswirkungen des ostafrikanischen Tourismus auf die Natur zum Thema gemacht, noch die sozialen: »Die Schaffung menschenleerer Wildnisreservate war untrennbar verbunden mit Umsiedelungen, Kollektivierungsmaßnahmen, obrigkeitlicher Kontrolle und Militarisierung des Wildschutzes durch bewaffnete Ranger – allesamt Maßnahmen, die nach Ende der formalen Kolonialherrschaft noch forciert wurden.« (Ebd.) Diese Idee eines Freilandzoos ohne Zäune wollte Grzimek ohne Rücksicht auf die ökologischen Verschiedenheiten in den Bayerischen Wald übertragen (vgl. ebd.).

Nur sollten die charismatischen ostafrikanischen Wildtiere, deren Vorfahren nach der letzten Eiszeit zwar in Mitteleuropa ebenfalls heimisch, nunmehr aber ausgestorben waren, durch ›deutsche‹ Charaktertiere wie u.a. Elche, Wisente, Bären und Wölfe, ersetzt werden. Dazu musste der Park hergerichtet werden, was massive Eingriffe in den Bayerischen Wald nach sich zog (vgl. ebd., 194).

Die Debatte um den Nationalpark Bayerischer Wald hatte nach Bernhard Gißibl noch weitere Untertöne. Zum einen sollten ›deutsche‹ Arten rückgewonnen werden, die ehemals die ›germanischen Wälder‹ bewohnten und nur noch in den nach 1945 verloren gegangenen ›Ostgebieten‹ wild vorkamen. Zum anderen sollten Aufgabenbereiche der Entwicklungshilfe quasi ins eigene Land reimportiert werden, weil sie als Standard eines international gängigen, moralisch überhöhten Naturschutz ausgegeben wurden, bei dem Deutschland nicht ins Hintertreffen geraten durfte. Diese Auffassung war kaum kaschiert rassistisch unterlegt. Daher sah Grzimek die Europäer durch ›Farbige‹, in deren Ländern ein solcher ›fortschrittlicher‹ und für eine hohe kulturelle Gesinnung stehender großräumiger Naturschutz schon üblich geworden war, ›beschämt‹ (vgl. ebd., 199). Das musste geändert werden und daher sollte der Nationalpark nach Grzimek auch ein großräumiges Schutzgebiet werden. Doch es regte sich Kritik an diesem Konzept, da vor allem starke Waldschädigungen durch das Großwild befürchtet wurden (vgl. ebd., 196–197), und man das noch nicht als wünschenswerte Offenhaltung der Landschaft sah, sodass am Schluss ein von Wolfgang Haber in einem ökologischen Gutachten vorgeschlagener Kompromiss stand, der die Tierhaltung in Schaugehegen mit Tourismus verband. Dies war aber eine Lösung, von der sich Grzimek distanzierte, weil damit am Ende zu offensichtlich eine Art Heimat-Zoo und nicht eine ideale Urwildnis verwirklicht wurde (vgl. ebd., 199–201).

Das Beispiel der Megaherbivoretheorie zeigt, wie Gißibl mit dem amerikanischen Umwelthistoriker William Cronon folgert, dass man auf der Suche nach der Wildnis immer bei der ›falschen‹ Natur landet und auf jeden Fall nicht bei der ursprünglichen (vgl. ebd., 255). Wildnis entpuppe sich ›bei näherem Hinsehen als dreifach kulturell und normativ codiertes Konstrukt‹: Erstens handele es sich um eine Setzung, dass Wildnis als vermeintlich ursprüngliche und durch charakteristische Großtierarten ausgezeichnete schützenswerter sei als andere Natur. Zweitens folgten auch die Naturschutzkonzeptionen, die zu konkreten Maßnahmen führen, normativ gefärbten Annahmen über die Natur, die grundsätzlich, wie jede Form des Denkens über die Natur, wechselnden wissenschaftlichen Paradigmen unterlägen. Und drittens hätten die konkreten Maßnahmen wie beim Bayerischen Wald z.T. erhebliche Eingriffe in die konkrete lokale Natur zur Folge gehabt (ebd.). Es wurde also Landschaft gestaltet, wo Urtümlichkeit hätte Platz greifen sollen. Die Wildniskonzeptionen radikalisieren somit die misanthropische Grundhaltung des Naturschutzes im engeren Sinne. Die Menschen werden aus den Schutzgebieten ausgegrenzt und diese werden als natürliche Paradiese idealisiert, *obwohl*

sie in jeder Form Kultur sind. Es entsteht *immer*, wenn nicht eine Art Zoo, so doch ein Park, ein National*park* eben, also eine spezifische Art von Kulturlandschaft, die symbolischer Ausdruck bestimmter Werte und kultureller Wünsche ist. Auf der Objektebene kann man eine durch Weide etablierte halboffene Landschaft, zumindest grundsätzlich, nicht von traditionellen Hutewäldern und Heiden unterscheiden, sodass die Szenerie des Landschaftsgartens reanimiert wird, nur nicht als Gartenkunstwerk, sondern als vermeintlich reine Natur.

#### 4.2.4 Die kulturellen Ursprünge der nordamerikanischen Wildnisidee<sup>59</sup>

Nichts zeigt die kulturelle Prägung der Wildnisidee so sehr wie ihre ursprüngliche Ausformulierung im Kontext nordamerikanischer Identitätsfindung. Nach einem langen Emanzipationsprozess von der europäischen – speziell englischen – Kultur wird Wildnis nicht mehr nur als menschenfeindliches, unwirtliches Gegenüber der Gesellschaft, sondern als Ort der Selbstvergewisserung des freien Individuums als Mitglied der amerikanischen Nation verstanden. Mit der Entwicklung der technisch-industriellen Zivilisation wies man auch der unübersichtlichen Großstadt schon früh Bedeutungen zu, die ursprünglich der menschenleeren, öden, chaotischen und von wilden Tieren bewohnten urtümlichen Wildnis zugeschrieben wurden. Diese Bedeutungszuschreibungen machten die Stadt zu einem unmoralischen und Angst erweckenden, gefährlichen Ort: Erste Hinweise dazu finden sich nach Nash im Jahr 1880 bei Henry Adams in seiner Erzählung »Wilderness of Men and Women«:

»The rise of the city opened still another field. It became commonplace to speak of a wilderness of streets or ships' masts in a crowded harbor. Authors discussed slum conditions and urban degeneracy under such titles as *The City Wilderness* and *The Neon Wilderness*. A recent study of metropolitan areas refers to ›this new ›wilderness‹ that has grown up in Megalopolis.‹ The implication is that modern man feels as insecure and confused in an urban setting as he once felt in the forest among wild beasts.« (Nash 1982, 3)

Nach Nash wird besonders in der deutschen Sprache aber auch ausgedrückt, dass Wildnis positive Konnotationen beinhaltet:

»The usual dictionary sense of wilderness implies hostility on man's part, but the term has also developed a favorable connotation. Although English dictionaries

59 Dieses Kapitel folgt hauptsächlich der Darstellung von Nash (1982), der im Gegensatz zur stark idealisierenden Darstellung von Oelschlaeger (1991) eine rationale Rekonstruktion der amerikanischen Wildnisidee vorlegt und auch nicht wie Shama (1996) stark im Anekdotischen verhaftet ist.

avoid the dual meaning, the chief German work confronts it directly. According to Jacob and Wilhelm Grimm and their revisers, *Wildnis* has a twofold emotional tone. On the one hand it is inhospitable, alien, mysterious, and threatening; on the other, beautiful, friendly, and capable of elevating and delighting the beholder. Involved, too, in this second conception is the value of wild country as a sanctuary in which those in need of consolation can find respite from the pressures of civilization.« (Ebd., 4)

Auch nach Nash ist Wildnis daher hauptsächlich ein Ideal, »a state of mind«, der weniger einer objektiv-natürlichen Realität entspricht als vielmehr der Interpretation dieser Realität und der meist emphatischen Idealisierung der Wildnis: »The emphasis here is not so much what wilderness is but what men *think* it is.« (Ebd., 5) Daher ist die Wildnis Symbol historisch differierender Denkgebäude. Seine in einer demokratischen Gesellschaft zeitgemäße und am besten begründbare Bedeutung reflektiert die Existenz des freien Individuums, das – wie sich zeigen wird – Sinn letztendlich nicht in der (unberührten, urtümlichen, reinen und charaktervollen) Natur, sondern *in sich selbst* findet.

Der Hinweis, dass die Wildnisidee insbesondere die Werte einer liberalen und demokratischen Gesellschaft spiegelt, mag zunächst überraschen, weil diese Idee in Deutschland vor allem in der Tradition des konservativen organizistischen Denkens interpretiert wird. Wildnis ist bei Riehl zwar auch noch ein Erfahrungsraum des Individuums, aber immer Ausdruck eines organischen Ganzen, das Einordnung verlangt oder das in den neueren Debatten zwar als in Grenzen dynamisches, aber keinesfalls offenes Geschehen angesehen wird. Wildnis symbolisiert möglichst reine und teleologisch auf die Vervollkommnung einer bestimmten Eigenart bezogene Natur und nicht freie Individualität. Aber auch in der amerikanischen Diskussion existieren maßgebliche Ansätze, die auf organizistische Deutungsmuster aufbauen, wie der von Aldo Leopold. Wildnis ist hier ein »web of life«, ein hoch integriertes Ganzes, in dem alles mit allem zusammenhängt. Allerdings ist eine eindeutige Festlegung Leopolds auf den organizistischen Ansatz in der Ökologie nicht möglich, weil er sich »der Ökologietheorien eklektizistisch bediente und nicht an der Klärung theoretischer Grundsatzfragen interessiert war«. (Potthast 1999, 160) Es wäre aber zu einfach und würde wohl auch Leopold nicht gerecht, würde man diesen Eklektizismus als völlig willkürlich und abhängig von zufälligen praktischen Problemen verstehen. Vielmehr ist er Ergebnis einer hochkomplexen Mischung von individualistischem amerikanischem Freiheitsdenken und organizistischen Deutungsmustern, wie sie auch in Jacksons Landschaftstheorie zum Ausdruck kommt. Die wilde Natur ist zwar ein organisches und sinnhaftes Ganzes, das sich in landschaftlicher Eigenart ausdrückt, intern ist sie aber keineswegs nur nach Harmonieprinzipien, sondern auch nach denen von darwinistischer Leistungsfähigkeit und Konkur-

renz um Ressourcen organisiert.<sup>60</sup> Analog ist die amerikanische Kultur bei Jackson definiert.<sup>61</sup> Sie besteht aus freien unternehmerischen Individuen, die als Pioniere immer wieder zu neuen Horizonten aufbrechen. Sie verlassen ihre alte (nordeuropäische) Heimat und gewinnen eine andere, die sie mit neuen landschaftsprägenden Technologien schaffen, bis sie wieder aufbrechen und die Grenze der Zivilisation verschieben. Zwar ist sich jeder selbst der nächste, doch gibt es einen gemeinsamen amerikanischen Geist, der das Land im Auftrag Gottes bewohnbar macht und zur Humanisierung der Landschaft als harmonisches Abbild des Himmels auf Erden führt. Die Anerkennung dieses Auftrags führt nach Leopolds Auffassung dazu, dass man die Natur zwar achten soll, aber durchaus das Recht hat, in ihr zu jagen, zu fischen und Wald zu roden.

Diese Auffassungen weisen nicht nur klare *organizistische* Denkelemente, sondern deutliche *romantische* und *religiöse* auf, die nach Nash ebenfalls eine wesentliche Quelle der amerikanischen Wildnisidee darstellen, wenn auch ursprünglich mit ganz anderen Inhalten und Stoßrichtungen. Denn die Wildnis war bei den ersten Siedlern aus der Alten Welt, die noch ganz der christlich geprägten europäischen Denktradition verhaftet waren, einerseits ein moralischer Unort, den es in eine paradiesisch fruchtbare »cultivated landscape« (Nash 1982, 10) oder eben in Jacksons *Human Landscape* zu verwandeln galt. »The story of the Garden and its loss embedded into Western thought the idea that wilderness and paradise were both physical and spiritual opposites.« (Ebd., 15) Andererseits war die Wildnis aber auch ein Ort of »refuge and religious purity [...] conducive to meditation, spiritual insight, and moral perfection«. (Ebd., 18) Dennoch hatte die wilde Natur für die ersten Siedler sowie für Religionsgemeinschaften, die vor der korrupten Zivilisation in die Wildnis flohen, wie die Puritaner, einen überwiegend unkontrollierbaren und erschreckenden Charakter. Sie musste überwunden werden, wollte man überleben. Natur war ein Feind, der kämpferisch erobert werden musste, um die Wildnis in eine neue prosperierende Zivilisation zu verwandeln. Im Hinblick auf die Puritaner folgert somit Nash: »Paradoxically, their sanctuary and their enemy were one and the same.« (Ebd., 35) Das wichtigste Kriterium der Pioniere im Umgang mit der Natur war daher ein pragmatisches, nämlich der *Nutzen* (vgl. ebd., 24). Gegenüber der feindseligen Realität lag das Traumbild des irdischen Paradieses mit seiner »garden-like natural beauty« als »second Eden« irgendwo im Westen (ebd., 25). »The Pu-

60 Vgl. Kap. 4.2.4. Auch bei Oelschlaeger (1991) wird Wildnis in ihrer positiven Konnotation als ein Ganzes, nämlich als ein mütterlicher Organismus, beschrieben, in dem die paläolithischen Menschen als Jäger und Sammler in paradiesischer Eintracht lebten. Wildnis ist hier ein Garten Eden, den die Menschheit verließ, als sie mit der neolithischen Revolution ihr Jäger-und-Sammler-Dasein aufgab und begann, die Zivilisation zu entwickeln. Die ursprüngliche mütterlich-ganzheitliche Einheit mit der Natur soll daher wieder mit dem ökologischen Zeitalter hergestellt werden.

61 Vgl. Kap. 4.1.2.

ritans understandably celebrated westward expansion as one of their greatest achievements.« (Ebd., 37) Damit war die Ausbreitung des Christentums und der Zivilisation eins (vgl. ebd., 42).

Die Wertschätzung der Wildnis durch die Städter begann demgegenüber im Zuge der Romantik in Europa. Wildnis wurde in dieser Zeit als erhaben und pittoresk wahrgenommen, verbunden mit einer Idealisierung des einfachen Lebens in der Natur. Die Wertschätzung des Pittoresken erfreute sich an »roughness, irregularity, and intricacy« der Natur, die Wertschätzung des Erhabenen hingegen stellte eine Verbindung von Gott und wilder Natur her, die die Basis für den Deismus »with its emphasis on the Creator or First Cause of the universe« darstellte (ebd., 46). Neben dieser religiösen Interpretation des Erhabenen war seine Erfahrung aber im Wesentlichen eine Selbsterfahrung des Subjektes: »It (das Erhabene; d. Verf.) not only offered an escape from society but also was an ideal stage for the Romantic individual to exercise the cult that he frequently made of his own soul. The solitude and total freedom of the wilderness created a perfect setting for either melancholy or exultation.« (Ebd., 47) Die theologische und teleologische Interpretation des erhabenen Gefühls schien so eine Verbindung der Innerlichkeit des Individuums und Gott zu ermöglichen (vgl. ebd.).

Daneben zählt Nash noch den *Primitivismus* zu den wesentlichen Einflüssen der romantischen Idee der Wildnis. Dieser ging davon aus, menschliches Glück und Wohlbefinden nehme in direkter Abhängigkeit zur Entwicklung der Zivilisation ab, sodass im Gegenzug dazu das einfache Leben, die Lebensweise des »Wild Man«, als das sittlichere idealisiert wurde (vgl. ebd.). Diese Auffassung, die noch im modernen Naturschutz herumgeistert,<sup>62</sup> wird beispielsweise auch bei Max Oelschlaeger vertreten, wenn das Leben der prähistorischen Jäger und Sammler als ideale menschliche Existenz im Garten Eden dargestellt wird (vgl. Oelschlaeger 1991). Sie verband sich unter maßgeblichen europäischen Einflüssen mit einer Zivilisationskritik, die vor allem in den Städten den Grund allen gesellschaftlichen Übels sah (vgl. Nash 1982, 48, 60). Dass aber pauschal von einem harmonischen Naturverhältnis der Jäger- und Sammlerkulturen nicht die Rede sein kann, haben wir gesehen.

Eine eigenständige Rezeption der Wildnisidee setzte in Amerika erstmals im Anschluss an den Unabhängigkeitskrieg ein, nach dem das Bedürfnis entstand, eine eigene Kultur zu schaffen, die sich von Europa und insbesondere von England abgrenzt: »Creation of a distinctive culture was thought to be the mark of true nationhood.« (Ebd., 67) Angesichts der kurzen Geschichte der Nation und ihrer im Verhältnis zu Europa marginalen kulturellen Werke wurde in der Existenz der Wildnis ein wesentlicher und bewunderungswürdiger Unterschied zu der alten Welt gesehen: »Wilderness was recognized as a cultural and moral resource and a basic of

---

62 Vgl. Kap. 3.2.1.

national self-esteem.« (Ebd.) Zunächst wurde aber nicht die Wildnis selbst als besonders bedeutsam eingeschätzt, sondern »specific natural objects of unusual size or character« (ebd.), weil keine andere Nation solche Anblicke »of the beautiful, the wonderful, and the sublime« (ebd., 70) bieten konnte, die die Seele erhoben. Diese überwältigende schöne und erhabene Landschaft wurde als Distinktionsmittel gegen die europäischen Kulturen gesetzt, in der man auf Schritt und Tritt mit einer reichhaltigen Historie konfrontiert war, um so den Mangel an amerikanischer Kultur und Tradition zu kompensieren und eine Überlegenheit über andere Nationen zu konstruieren. Dennoch blieb weiterhin das Programm der Ausbreitung von Zivilisation und der Auslöschung von Wildnis bestehen. Es entstand deshalb ein Dilemma, denn die Wildnis verkörperte zwar die amerikanische Zivilisation, musste aber durch deren Entwicklung und Ausbreitung zwangsläufig ausgelöscht werden. »The line between the sublime's delightful horror and genuine terror« (ebd., 79), zwischen Genuss und Kampf gegen die Wildnis, war dünn.

Das Wohlgefallen am Erhabenen und am Wilden konnte sich erst dann endgültig durchsetzen, als der Kampf beendet war. Ende des 19. Jahrhunderts hatte die amerikanische Zivilisation den gesamten Westen erobert. Die typisch amerikanische Grenzerfahrung zwischen Zivilisation und Wildnis gehörte der Vergangenheit an. Zu diesem Zeitpunkt wurde aus einer Verlusterfahrung heraus die Auseinandersetzung mit der Wildnis an der Grenze als notwendiger Bestandteil des amerikanischen Nationalcharakters angesehen. Die körperlichen und mentalen Erfahrungen in den letzten, nunmehr zu schützenden Wildnisgebieten wurden zur unverzichtbaren Grundlage der Erhaltung amerikanischer Tugenden erklärt und erstmals von John Muir popularisiert.<sup>63</sup> Die Wildnis konnte jetzt vorzugsweise die Städter faszinieren, weil sie ihr nicht mehr unmittelbar ausgeliefert waren; sie wurde zum Symbol der kämpferischen Pioniergesellschaft gegen die städtisch-zivilisatorische Degeneration (vgl. ebd., 140–146). Mit Wildnis wurden damit »energy, resolution manliness, self-reliance, and a capacity for self-help« (ebd., 152) als »fundamental frontier virtues« (ebd., 150) verbunden. Diese Eigenschaften des Individuums verstand man als den Urgrund der Demokratie: »Living in the wilderness, ›the return to primitive conditions‹, fostered individualism, independence, and confidence in the common man that encouraged self-government.« (Ebd., 146) Die Wildnis war aber auch ein Ort der Erfahrung von Schönheit und Erhabenheit und wegen der romantischen Verbindung von Erhabenheit und religiöser Erfahrung zusätzlich ein Ort spiritueller Erfahrung (vgl. ebd., 156–158).

#### 4.2.4.1 Naturerfahrung für ›Freie‹ und ›Tapfere‹

Leopold leistete einen wesentlichen Beitrag zur Ausformulierung und Ökologisierung der nordamerikanischen Wildnisidee. Seine Proklamation eines »ecological con-

63 Vgl. ebd. Kap. 6–8.

*science*« und einer »*land ethic*« gilt auch in Deutschland als so beispielhaft, dass seine Werke »*Land Ethic*« und sein Hauptwerk »*A Sand County Almanac*« übersetzt und in einem Buch publiziert wurden (vgl. Leopold 1992). Der Ausgangspunkt und ein wesentlicher Argumentationsstrang von Leopolds Position war Anfang des 20. Jahrhunderts der Kampf um die Erhaltung von Wildnisgebieten als Forstreserven, aber auch als Räume für das menschliche Naturerleben. Es spielten sowohl materieller Nutzen – Erhaltung forstlicher Ressourcen – als auch ideelle Werte eine Rolle. Diese wurden von ihm auf die amerikanischen Pioniertugenden bezogen:

»First there is value in any experience that reminds us of our distinctive national origins and evolution, i.e. that stimulates awareness of history. Such awareness is ›nationalism‹ in its best sense. For lack of any short name, I shall call this, in our case, the ›split rail value.‹ For example: a boy scout has tanned a coonskin cap, and goes Daniel-Booneing in the willow thicket below the tracks. He is reenacting American history.« (Leopold 1987, 177; erstmals 1949)

Weitere Werte sind das Bewusstsein über die menschliche Abhängigkeit von der natürlichen Nahrungskette und der grundsätzlichen Organisation des Lebens und schließlich Sportlertum. Denn für Leopold ist klar, dass die Nachkommen der Pioniere, die um ihr Überleben gekämpft haben, das Recht haben, zu jagen und zu fischen, um diese überlebenswichtigen Fähigkeiten zu erhalten. Und daher geht man auch mit möglichst leichtem Gepäck in die Wildnis und nutzt die Ressourcen sparsam:

»The pioneer period gave birth to two ideas that are essence of split-rail value in outdoor sports. One is the ›go-light‹ idea, the other the ›one-bullet-one-buck‹ idea. The pioneer went light of necessity. He shot with economy and precision because he lacked the transport, the cash, and the weapons requisite for machine-gun tactics. Let it be clear, then, that in their inception, both ideas were forced on us; we made a virtue of necessity.« (Ebd., 179)

Dem Naturerleben wurde aber nicht nur ein identitätsbildender, sondern auch, wie in Deutschland, ein indirekter ökonomischer Wert zugeschrieben, weil man sich dabei erholte. Das war auch der Grund dafür, dass die Erhaltung landschaftlich reizvoller Gebiete gegenüber ihrer einseitig ökonomischen Entwicklung zunehmend Unterstützung erfuhr (vgl. Nash 1982, 182–186). Leopold schloss sich damit einer Bewegung an, die den Wildnisschutz zunächst ästhetisch-sinnhaft – und indirekt ökonomisch – begründete. Um ihren wilden Charakter nicht zu verlieren, mussten die Wildnisgebiete aber auch gegen ihre zu starke Erschließung durch Erholungsinfrastruktur geschützt werden. »Leopold defined wilderness as ›a continuous stretch of country preserved in its natural stage, open to lawful hunting and fishing,

big enough to absorb a two weeks' pack trip, and kept devoid of roads, artificial trails, cottages, or other works of man.« (Ebd., 186) Um zu begründen, warum er Erschließungsmaßnahmen für die Erholung ablehnte, führte er ein Argument ins Feld, das kulturell bestimmt ist, schon im Vorwort von »A Sand County Almanac« anklingt und als eine Art Forderung nach Minderheitenschutz für puristische Naturliebhaber verstanden werden kann: »For us of the minority, the opportunity to see geese is more important than television, and the chance to find a pasque flower is a right as inalienable as free speech.« (Leopold 1887, VII) Wildniserfahrung erhält für freie Amerikaner den Rang eines verfassungsmäßigen Rechts, »essential to their happiness« (Nash 1982, 186).

Trotz des Plädoyers für einfache Naturerfahrung lehnte Leopold, Nash zufolge, die zivilisatorischen Errungenschaften nicht generell ab, sondern war lediglich der Meinung, dass sie zu weit gehen könnten (vgl. ebd., 187), nämlich dann, wenn die spezifische Form amerikanischer Lebensqualität gefährdet sei. Mit diesem qualitativen Ansatz erneuerte Leopold die kulturelle Begründung des Schutzes der Wildnis:

»(I) f we have such a thing as an American culture (and I think we have), its distinguishing marks are certain vigorous individualism combined with the ability to organize, a certain intellectual curiosity bent to practical ends, a lack of subservience to stiff social forms, and an intolerance of drones, all of which are distinctive characteristics of successful pioneers.« (Leopold zit.n. ebd., 188)

Der Schutz der Wildnis war kein rein ästhetisches Ziel, sondern eine kulturelle Notwendigkeit, um die natürlichen Bedingungen, die den amerikanischen Nationalcharakter hervorgebracht hatten, zu bewahren (vgl. ebd., 188). Diese Argumentation, die auf der amerikanischen Eigenart aufbaute, fand eine breite öffentliche Zustimmung. *Wilderness recreation* wurde letztlich als notwendig erachtet, um die Nation jung und lebensfähig zu erhalten.

Neben der kulturellen und latent ökonomischen Begründung war der zweite Argumentationsstrang des Wildnisschutzes, den Leopold zunehmend ausbaute, der ökologische. Die Wildnis sollte aufgrund »man's responsibility to the rest of life« (ebd., 192) geschützt werden. Bei einer Reihe von Jagdausflügen in der Sierra Madre kam ihm nach Nash erstmals der Gedanke, die Natur könnte ein Organismus sein: »It was here«, Leopold remembered, »that I first clearly realized that land is an organism, that all my life I had seen only sick land, whereas here was a biotope still in perfect aboriginal health.« (Ebd., 192) Nach Nash sah Leopold in der Ökologie die Wissenschaft, die die gegenseitige Abhängigkeit der lebenden Bestandteile eines solchen Organismus belegte, sodass er aus ihr auch ethische Schlussfolgerungen für das menschliche Handeln ableiten konnte:

»Ecology taught him the interdependence of all living things which shared an environment. [...] Acquaintance with ecology also suggested the need for a new approach, based on ethics that would make men aware that their environment was a community to which they belonged, not a commodity that they possessed. An ›ecological conscience‹, as Leopold termed it, would produce a genuine respect for all forms of life. For conservation the result would be a broadening in rationale from the strictly economic to the ethical and aesthetic.« (Ebd., 192)

Die daraus folgende *Land Ethic* soll einen emphatischen, quasireligiösen Respekt vor den Formen des Lebens und der umfassenden Verbundenheit der menschlichen Gemeinschaft mit der Natur wecken, sodass

»all ethics so far evolved rest upon a single premise: that the individual is a member of a community of interdependent parts. His instincts prompt him to compete for his place in that community, but his ethics prompt him also to co-operate (perhaps in order that there may be a place to compete for). The land ethic simply enlarges the boundaries of the community to include soils, waters, plants, and animals, or collectively: the land.« (Leopold 1987, 204)

Obwohl es um die Eigenart des amerikanischen Nationalcharakters und die Einbindung des Individuums in das große Ganze geht, also auch hier in säkularisierter Form um die humanistische Idee sinnvoller Existenz, soll die christliche Auffassung der Besonderheit der menschlichen Existenz überwunden werden. Dazu waren vor allem der Darwinismus und die Geologie geeignet:

»The two great cultural advances of the past century‹, Aldo Leopold believed, ›were the Darwinian theory and the development of geology.‹ Both helped tear down the wall Christian thought had so carefully erected between man and other forms of life. The concept of evolution from a common origin over eons of time vividly dramatized man's membership in rather than lordship over the community of living things.« (Nash 1982, 193–194)

Der Darwinismus passt zunächst aber vor allem zur amerikanischen Ideologie von menschlicher Gemeinschaft. Diese ist intern zwar durch Kooperation (im weit verbreiteten ehrenamtlichen Engagement), vor allem aber durch Konkurrenz der freien Individuen gekennzeichnet, so wie in der Natur »co-operations and competitions« (Leopold 1987, 107) herrschen. Und so ist es kein Widerspruch, dass Nash trotz der angestrebten Überwindung des christlichen Anthropozentrismus als wesentlichen intellektuellen Einfluss auf Leopold Albert Schweitzer nennt, also einen explizit christlichen Autor (vgl. Nash 1982, 194).

Leopold zieht den Darwinismus heran, um die gemeinsame Abstammung allen Lebens zu belegen. Die Natur wird zudem als Konkurrenzkampf um Res-

sourcen verstanden, was in das liberale, zur amerikanischen Demokratie analoge Erklärungsmuster der individualistischen Theorie passen würde. Die metaphysisch vorausgesetzte Ehrfurcht vor dem Leben in all seiner Vielfalt entspricht aber stringent dem säkularisierten christlichen Humanismus und führt nicht nur dazu, dass sich Leopold der organozitistischen Auffassung von Ökologie anschließt, die zu seiner Zeit auch in der wissenschaftlichen Ökologie dominierend war, um die Natur als einen hoch integrierten Organismus, zusammengesetzt aus voneinander abhängigen Teilen, zu interpretieren. Sondern die amerikanische Kultur bleibt auch weiterhin als Deutungsmuster eminent wichtig, sodass sich eine Mischung aus christlich motivierter Wertschätzung aller Lebensformen und wissenschaftlicher Begründung ergibt (vgl. Eisel 1993a; 1993b). Dadurch entsteht eine gewisse Inkonsistenz in dem Sinne, dass die organozitistische Denkweise teleologisch auf die Vervollkommnung von Eigenart ausgerichtet ist, während der Darwinismus eine radikale Absage an das teleologische Denken darstellt. Da die Gesundheit des Ganzen aus dem vom Menschen unangetasteten harmonischen Zusammenspiel aller Komponenten folgt (vgl. auch Nash 1982, 195), hat er für Leopold als Teil des evolutionären Gefüges und als Pionier das Recht, in die Natur einzugreifen. Er muss es aber mit Ehrfurcht tun. Richtiges Handeln steigert dann Vielfalt und Schönheit; man könnte auch Eigenart sagen. Daher rührt Leopolds oft zitierte Äußerung: »Examine each question in terms of what is ethically and esthetically right when it tends to preserve the integrity, stability, and beauty of the biotic community. It is wrong when it tends otherwise.« (Leopold 1987, 224–225) Dann ergibt sich die Gesundheit des harmonischen Ganzen, das sich in der Schönheit des Landes ausdrückt. »Health is the capacity of the land for self-renewal. Conservation is our effort to understand and preserve this capacity.« (Ebd., 221) Ethik und ›Ökologie‹ sind notwendig, um die Gesellschaft durch vernünftige Einsicht und selbst gesetzte Regeln wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Das Maß der Vernunft ist auch hier nach konservativem Muster die Tragfähigkeit der Natur als an den verschiedenen Orten immer individuell in Erscheinung tretender Organismus und letztlich eine Projektion christlich-humanistischer Werte in die Natur.

#### 4.2.4.2 Wildnis als Symbol einer demokratischen Gesellschaft und Ressource der Erholung

Wildnis wurde in den USA nicht nur als Idealbild eines intakt funktionierenden Naturhaushaltes angesehen und nicht nur als ein Traumraum glücklicher Naturvölker, sondern vor allem und ursprünglich als Ort, an dem sich nach der Eroberung des Westens uramerikanische Eigenschaften erhalten oder neu bilden konnten. Wildnis ist ein Mittel, mit dem sich das Individuum in körperlicher und mentaler Hinsicht reproduziert. Ihre kulturelle Bedeutung und in Abhängigkeit davon ihre Erholungswirksamkeit stellte somit ein wesentliches Argument für ihren Schutz dar. Ab den 1890er Jahren wurde nach Nash in Amerika damit begonnen, eine allgemeine

Philosophie der Wildnis auszuarbeiten, um den Wildnisschutz, der bislang oft sehr emotional auf »particular places, species, or experiences« (Nash 1982, 238) bezogen war, auf eine allgemeinere und systematischere, also theoretische Basis zu stellen. »No one, at least no one in the movement, was supposed to ask ›Why?‹« (Ebd.) Nash fährt mit einer Situationsbeschreibung der Wildnisbewegung fort, die man direkt auf den heutigen deutschen Naturschutz und das immer wieder artikulierte Unbehagen darüber, durch die Sachzwänge politischen Handelns rational, im Sinne des Umweltschutzes ökonomisch und technisch argumentieren zu müssen, beziehen kann:

»Wilderness appreciation was a faith. Its unexamined premises might have great importance to an individual, yet that did not help much in the brass tacks political and economic arenas that largely determined the future of wilderness. Implicitly admitting as much, preservationists resorted to arguments unrelated to their central concern. Thus, opponents of dams frequently argued over benefit-costs ratios, discussing kilowatt-hours, acre-feet and prime rate of interest, instead of explaining the values of wild rivers and their canyons. *The need was for ideas that defend wilderness in general in the way the philosophy of human freedom underlies the many specific defenses of civil liberty.* Wilderness defenders tended to reinvent the wheel time and again.« (Ebd., 238–239; Hervorhebung d. Verf.)

Wildnis ist das Symbol gegen eine verwaltete Gesellschaft und auch gegen eine in Naturschutzgebieten verwaltete Natur, wie dies in der deutschen Tradition bei Riehl verankert ist.<sup>64</sup> Umso prekärer ist es, sie in Parks zu schützen, in denen man sie nur andächtig betrachten darf.

Nashs Zusammenfassung der Wildnisdebatte der letzten Jahrzehnte seit etwa 1970 zeigt, dass diese Bedeutung der Wildnis als imaginativer Bestätigungsraum des freien Individuums und der bürgerlichen Gesellschaft sowie als Ausgleich für das Leben in der Zivilisation letztendlich die bedeutendste Begründung für den Schutz der Wildnis darstellte. Im Kontext der amerikanischen Kultur wurde die Zivilisation nicht völlig abgelehnt, gehörte doch ihre Existenz zum *American Way of Life*. Man fürchtete aber im Rahmen einer sich abzeichnenden »overorganized society« (Nash 1982, 249) um die Autonomie des Individuums, das ebenfalls konstitutiv für diese Lebensweise ist. Zwar erhielten religiöse und organistische Begründungen durch die Ökologie- und New-Age-Bewegung noch einmal einen Auftrieb, aber auch hier stellte die Wildnis beim Widerstand gegen das Establishment ein Symbol für Freiheit dar. Wildnis war im Rahmen einer »new ecologically-sensitive harmony-oriented wildminded scientific-spiritual culture« die Chiffre für den Widerstand gegen eine zu große Abhängigkeit von »science, reason, and

64 Vgl. Kap. 4.2.1.

technology« zugunsten einer Erneuerung der Bedeutung von »magic, intuition, mystery, and awe«. (Ebd., 252) »This neoromanticism accorded wilderness, as the epitome of the unknown and uncontrolled, new importance.« (Ebd., 252–253) Mit der Ökologiebewegung wurden zwar überwiegend keine neuen Ideen formuliert, ihre Bedeutung für den allgemeinen Zeitgeist war jedoch enorm. Die Begriffe ›Umwelt‹ und ›Ökologie‹ hatten eine Bedeutung »as faith does about the Puritans, efficiency about Progressives, and security about the generation that experienced the Great Depression« (ebd., 254.) und übernahmen sinnstiftende Funktionen. Weder sei für die Ökologiebewegung nur die Furcht vor der Begrenztheit der natürlichen Ressourcen, noch der Anblick der zivilisatorischen Hässlichkeit entscheidender Handlungsimpuls gewesen, sondern ein ökologisches Bewusstsein, das die Sorge um die Qualität des Lebens mit der Angst um das Leben selbst übertraf: Der Sinn des Lebens lag nunmehr im *Überleben*, wobei das der Menschheit von dem der Ökosysteme, die aber als »community of life« den Menschen einschlossen, und der Gesundheit der gesamten Umwelt abhing (ebd.). Daraus wurde eine Ethik des Verzichts und der Begrenzung zivilisatorischer Errungenschaften abgeleitet, wobei Wildnis die ursprüngliche Einheit des Menschen mit der Gemeinschaft lebender Kreaturen darzustellen schien. Als »meccas for a 'pilgrimage into our species' past« schien sie dazu anzuleiten, Leben auf die Grundbedürfnisse, vorwiegend auf die kreatürlichen des Essens und Trinkens zu reduzieren (ebd., 255; vgl. auch 256–257). Die Naturschutzauffassung Leopolds wurde wiederentdeckt und auch die Bedeutung der biologischen Vielfalt. Mit ihm wurde vorausgesetzt, dass »ecology held it axiomatic that wild environments were biologically diverse and that diversity contributed to stability« (ebd., 258). Die Wildnis wurde als eine Art Schmelztiegel der Evolution verstanden, sodass ihr Schutz hieß, das schöpferische Potenzial des Lebens selbst zu schützen. Dabei fungiert sie als eine unverfälschte Informationsquelle über die menschliche Vergangenheit. Wilde Natur ist dann – wie in der deutschen Tradition – eine historische Spur, die aber im amerikanischen Kontext ihre besondere Bedeutung aus der Geschichte der Pioniere und dem damit verbundenen amerikanischen Nationalcharakter bezieht. Dieser Charakter benötigt – wie oben schon dargestellt – immer wieder die Erneuerung in urtümlicher Natur (vgl. ebd., 260–262). Das nationale amerikanische Bewusstsein über ihn beinhaltet aber nach Leopold auch das Wissen um die verschiedene Herkunft der Pioniere. In der deutschen Ausgabe heißt es: »Da ist zuerst der Wert einer jeden Erfahrung, die uns an unsere unterschiedliche Herkunft je nach Nation und Entwicklung erinnert, die also Geschichtsbewusstsein anregt. Ein solches Bewusstsein ist ›Nationalismus‹ im besten Sinne.« (Leopold 1992, 124)

Amerika ist also der Beginn einer neuen Geschichte, die ihre Vielfalt aus dem Pool ganz unterschiedlicher Herkunft und Erfahrungen bezieht. Diese Geschichte beinhaltet jedoch, dass der Wildnismythos ein Mythos der Weißen ist, der die Ursprünglichkeit der Natur unter Ausblendung ihrer Prägung durch die Ureinwohner

setzt. Das zu erobernde Land war aus Sicht der Siedler eine *Tabula rasa*.<sup>65</sup> Als zweiten Wert, der durch die Wildnis vermittelt werde, nennt Leopold das Bewusstsein über die Einbindung in die »Boden-Pflanzen-Tiere-Mensch-Nahrungskette« (Leopold 1992, 124), das mit der Industrialisierung zunehmend in Vergessenheit gerate. Dagegen »gab (es) eine Zeit, als die Erziehung noch bodenständig war, sich in Richtung der Erde bewegte und nicht weg davon. Kinderreime und Volkslieder erinnern uns daran, daß der Mensch einst jagen mußte, um seine Familie zu ernähren und zu kleiden« (ebd., 124–125). Daraus resultiert für Leopold der dritte Wert, der durch Wildnis vermittelt wird: »Drittens ist jede Erfahrung wertvoll, die eine ethische Beherrschung erfordert, die gemeinhin Waidgerechtigkeit genannt wird« (ebd., 125), also ein fairer Umgang mit dem Wild und allgemeiner mit der Natur. Alle drei Gründe – National-, Natur-, und Selbstbewusstsein – machen Wildnis zu einem zentralen Symbol der amerikanischen Kultur, auf dessen Schutz der Bürger ein Anrecht hat:

»This ›right of our citizens to their history, to the signs and symbols of their culture‹ makes preserving wilderness as a necessary to American nationhood as maintaining institutions such as trial by jury and public education. Take away wilderness and you take away the opportunity to be American.« (Nash 1982, 262)

Nash resümiert, dass Sozialwissenschaftler und Humanisten die Bedeutung der Wildnis für die Erhaltung von *intellektueller Diversität* unterstrichen – was wohl gleichbedeutend mit Leopolds Erinnerung an unterschiedliche Erfahrungshorizonte ist –, während sie für Ökologen in der *biologischen Vielfalt* liege. In ihrer intellektuellen Bedeutung sei die Wildnis gewissermaßen ein Reservoir der Freiheit des Individuums (vgl. ebd., 262), das nicht nur notwendig sei, um den amerikanischen Nationalcharakter zu erhalten, sondern auch, um zu verhindern, dass die technische Zivilisation durch ihre Sachzwänge jede individuelle Autonomie zum Verschwinden bringe. Daher sei Wildnis auch Ausdruck der Möglichkeit eines kreativen Lebens und angesichts der repressiven und gesundheitsschädigenden Auswirkungen der Zivilisation (Lärm, Stress und Menschengewühl) Garant seelischer und körperlicher Gesundheit. Von diesen Stressursachen müsse man sich erholen können, indem man die Einsamkeit aufsuche, um die Erfahrung von Besinnung und Kontemplation zu machen und um wieder kreativ werden zu können

---

65 Die nordamerikanischen Mustangs werden z.B. ungeachtet ihrer Abstammung von spanischen Hauspferden und ihrer Nutzung durch die Ureinwohner als reine Wildpferde behandelt, die so sakrosankt sind, dass sie weder gejagt, noch in Gefangenschaft getötet werden dürfen, es sei denn, sie sind schwer krank oder altersschwach. »Dass die auf privaten Farmen gehaltenen Pferde keine freilebenden Pferde sind, sondern zur Lebensform ihrer domestizierten Ahnen zurückgekehrt sind, scheint niemand ernsthaft zu stören.« (Riechelmann 2013, 57)

(vgl. ebd., 264). Diese gesunde Wirkung der Wildnis rühre daher, dass die menschliche Psyche, wie Sigmund Freuds Theorien gezeigt hätten, nach wie vor durch das Jahrtausende lange Leben in der Wildnis geprägt sei, sodass die kurze Geschichte der Zivilisation diese Prägung noch nicht ausgelöscht habe (vgl. ebd., 265). Insofern entspreche die Erholung in der Wildnis durchaus auch einem ökonomischen Nutzen, der sich bemessen ließe, wenn die gesparten Kosten für psychiatrische Kliniken ermitteln würden.

Die religiöse Deutung der Wildnis als Ausdruck einer hinter ihr liegenden göttlichen Kraft sieht Nash abgelöst durch eine Wertschätzung ihrer selbst und des Individuums. Sie ist Auslöser kontemplativer Erfahrungen, die das Individuum wieder auf sich selbst verweisen:

»Wilderness could be sacred but in its own right and not as sign or symbol of some overarching divinity. So it is that Edward Abbey can call wilderness ›paradise‹, but quickly explain that he does not mean ›the banal Heaven of the saints ... a garden of bliss and changeless perfection.‹ Abbey's paradise was the ›real earth‹ and particularly the desert which he characterized as ›sparse, sparse, austere, utterly worthless, inviting not love but contemplation.‹ Abbey never reported finding evidence of God in the desert. [...] ›The desert‹, he made clear, ›says nothing.‹« (Ebd., 269)

Nash schildert daher eine Wanderung von Abbey, um die Frage zu beantworten, welche Erfahrungen man in der Wüste oder in der Wildnis mache:

»Why, then, go to the desert, or any wilderness? Abbey offered an answer in 1977 in the form of an account of a hike in northern Arizona. Scrambling up a canyon wall to a mesa, he reached a point he supposed no one had ever visited before. ›But someone had. Near the summit I found an arrow sign, three feet long, formed of stones and pointing off into the north.‹ Looking that way, even with field glasses, revealed only ›more canyons, more mesas and plateaus, more mountains, more cloud-dappled sun-sprangled leagues of desert sand and desert rock.‹ A walk in the direction the arrow pointed led to a sheer cliff; Abbey returned to the arrow. He concluded ›there was nothing out there. Nothing at all. Nothing but desert. Nothing but the silent world.‹ And then it struck him: ›That's why.‹« (Ebd., 269–270)

Wenn das eine religiöse Erfahrung sei, dann sei sie etwas anderes als gewöhnlicher Pantheismus:

»In pointing at nothing, the arrow on the mesa in fact pointed at something of great value. It had to do with emptiness and otherness and the way that wilderness was the antipode of civilisation and all its myths, including those concerning

wilderness. If this was a religious value, as Abbey implied, it differed greatly from the simple, if sincere pantheism of a John Muir.« (Ebd., 270).

Diese Erfahrung der Wildnis als das fremde und nicht fassbare ›Andere‹ lenkt den Blick des Betrachters auf sich selbst zurück. Er allein ist es, der in dieses ›Andere‹ Bedeutungen hineinlegt, um diese Erfahrung interpretieren zu können. Das betrachtende Subjekt findet seinen Sinn nicht in der äußeren Natur, sondern nur in sich selbst als freies Individuum, das dieser Natur gegenübersteht. Dieser Sinn wird durch die kulturell bereitliegenden Mythen strukturiert. Der bedeutendste Mythos besteht – wie wir gesehen haben – unter modernen Bedingungen in einer *teleologischen Ganzheitserfahrung*, die dazu verleitet, die Natur als einen Organismus zu interpretieren. Besonders im Hinblick auf die amerikanische Kultur und im Zusammenhang mit der Erfahrung des Erhabenen als zunächst Bedrohlichen ist aber die *Erfahrung der Freiheit des Individuums* angelegt, das sich dieser mentalen und körperlichen Bewährungssituation in der Wildnis aussetzt, um sich selbst (als Amerikaner) zu erfahren. Die amerikanische Kultur ist dann die Lebensform, die diese freiheitlichen Werte ins Zentrum rückt. Mit Nash lässt sich im Gegensatz zu Argumentationen, die aus derartigen Erlebnissen eine Erfahrung der ›Natur an sich‹ und eine Erfahrung ihres Eigenwertes und Eigenrechtes ableiten könnten, der Schutz der Wildnis am besten und am sinnigsten begründen, wenn man deutlich macht, dass die Wildnis das ›Andere‹ der Zivilisation und das Spiegelbild individueller Freiheit und innerer Produktivität darstellt. Wildnis verkörpert aber keine bessere andere Welt als die der Zivilisation, sondern ist die *notwendige Ergänzung moderner Existenz* (vgl. ebd., 270–271). In ihr kann Naturerfahrung in dem Sinne gemacht werden, dass *Subjektivität* erfahren wird.<sup>66</sup>

#### 4.2.5 Naturerfahrungsräume und beiläufiger Naturschutz

Unter der Perspektive, dass Wildnis ein Spiegel moderner Subjektivität und Komplementärraum zur Zivilisationsphäre ist, erscheint die überwiegend naturalistische Interpretation der Wildnisidee im engeren Naturschutzverständnis im Sinne eines Schutzes der ›Natur an sich‹ und im Sinne möglichst urtümlicher Wiederherstellung von Weidelandschaften als irrig. Dennoch ist es auch im Rahmen der nordamerikanischen Wildnisidee durchaus möglich, Reste wilder Natur als Zeugen historischer Entwicklungsphasen zu erhalten, so wie das ja schon im deutschen Urlandschaftsschutz der Fall war, wenn er nicht gerade die Hutlandschaften zu reiner Urwildnis stilisierte. Die Frage ist, auf welche Bedeutungen diese Reste verweisen. In der deutschen Tradition deutete die Wildnis auf jene Landschaft hin, aus der die

66 Vgl. auch Eisel (1987).

Kultur durch Arbeit und Kampf erwachsen ist, während sie in Nordamerika an jene Landschaft erinnern soll, in die die Pioniere die Zivilisation hinein trugen.

In Deutschland erhielt die Urlandschaft ihren Sinn zusätzlich dadurch, dass sie als organisch verstanden wurde. In ihr bilden die einzelnen Organismen natürliche Gemeinschaften und wurzeln wie die Volksgemeinschaft im großen Ganzen. In Amerika ist die Wildnis – trotz auch hier vorkommender organisistischer Deutungsmuster – überwiegend der Ort der Bewahrung individueller Pioniereigenschaften und freier Entscheidung. Diese Bedeutung der Wildnis als komplementärer Teil des zivilisatorischen Lebens und als Symbol von individualistischem Handeln scheint einer demokratischen und westlichen Gesellschaft angemessener zu sein, auch wenn zu beachten ist, dass die Pioniereigenschaften überwiegend männliche sind und nicht nur die Ideologie der Angelsachsen, sondern dann auch patriarchalische Verhältnisse widerspiegeln. Die ›Nutzung‹ dieser symbolischen Dimension findet in der Erholung statt, wo die Pioniereigenschaften in Auseinandersetzung mit der Wildnis erneuert werden können. Eine Übertragung dieses Erholungsaspekts auf die deutsche Tradition hätte an die Ausführungen Riehls anzubinden, der ja ebenfalls die individuelle Erfahrung von Freiheit hervorhebt. Wildnisgebiete müssten dann – wie in Amerika – auf Basis einfachster Erschließungsmaßnahmen prinzipiell frei betretbar sein, um eine unmittelbare, weder obrigkeitsstaatlich beschränkte noch pädagogisch gesteuerte Naturerfahrung sicherzustellen. Dies würde einen weitgehend passiven Konsum vermeintlich natürlicher Paradiese, wie er Grzimek vorschwebte, ausschließen. Jedoch hätte das wesentlich die Einsicht zur Voraussetzung, dass der Sinn von Wildnisgebieten kein überwiegend materieller und auch kein ökologischer ist, sondern ein kulturell-symbolischer, weil in ihnen modernen Menschen eine angemessene Selbsterfahrung vermittelt wird. Allerdings hat dieser Sinn dann indirekt erhebliche materielle Auswirkungen, nämlich in medizinischer und ökonomischer Hinsicht (Erholungstourismus). Damit ist der Schutz der Natur vor dem Menschen, wie er aufbauend auf ein ökologisiertes Naturschutzverständnis im engeren Sinne praktiziert wird, ausgeschlossen. Ein Mentalitätswechsel wäre daher unter diesen Bedingungen vor allem in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, unabdingbar. Darauf deutet aber nichts hin.

Neben dieser ›modernen‹ Sinnebene kann es jedoch durchaus legitim sein, kleinere Gebiete zu schützen, die vom Menschen nicht betreten werden dürfen, sodass sich das ›Andere‹ voll entfalten kann. Es würden gewissermaßen symbolische Oasen eingerichtet, auf die es keinen Zugriff gibt. Das darf aber nicht dazu führen, dass das Naturschutzverständnis im engeren Sinne dominant wird, weil dadurch wieder die Menschen aus der Natur ausgeschlossen werden. Daher sieht Radkau (2000b, 14) die Idee, in Mitteleuropa Wildnisgebiete einzurichten, als sinnlos an, weil sie vom Interesse der Verbesserung der vom Menschen gestalteten Umwelt ablenke und es auch ein begründetes Unbehagen gegenüber einer Philosophie gebe, in

deren Konsequenz man wünschen müsste, dass neun Zehntel der Menschheit verschwinden müssten. Er kritisiert somit die zivilisationskritische und in der Konsequenz die naturalistische Perspektive des Wildnisschutzes, die ›menschenfeindlich‹ werden kann. Mit einer Aufarbeitung der nordamerikanischen Wildnisidee würde sich diese Kritik relativieren, wobei über eine Verbindung der weiteren Ausgestaltung der Kulturlandschaft mit dem Schutz von Wildnisgebieten nachzudenken wäre. Die Wildnisgebiete wären in einem weiteren Sinne zwar auch Reservate urtümlicher Natur als das Andere, sie würden aber vorzugsweise kulturellen Zwecken dienen und wären dann in subtiler Weise Teil einer modernen Kulturlandschaft. Dass Wildnisgebiete selbst dann, wenn sie scheinbar Natur an sich schützen sollen, auf menschliche Sinnkontexte zurückgehen, zeigt auch Radkau unter Bezug auf Riehl:

»Oft scheint es sich um den unbeholfenen Ausdruck eines berechtigten Grundgefühls zu handeln: daß nämlich die menschliche Kultur, um entwicklungs- und zukunftsfähig zu bleiben, stille Reserven, Spielräume, Freiräume braucht. Der ›Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen‹, habe ›für die Phantasie jedes natürlichen Menschen etwas grauenhaft Unheimliches‹, schreibt Riehl, und vermutlich hat er sogar in einem ganz rationalen Sinne recht.« (Ebd., 15)

Dieses Schutzmotiv muss aber nicht nur unbeholfen sein, sondern kann – wie wir gesehen haben – in einen differenziert begründeten Naturschutz überführt werden, der zwar zivilisationskritisch ist, der Kritik aber nicht blind erliegt, sodass naturalistische und antidemokratische Konsequenzen vermieden werden können.

Die Wildnis als Gegenpol zu einer völlig durchorganisierten Welt, gewissermaßen als Gegenstück zu einem industriellen Ameisenstaat ohne individuelle Freiheit, zu bewahren, war ein entscheidendes Motiv der nordamerikanischen Wildnisidee. Wesentlich ist aber, dass sich dieses Schutzmotiv *dennoch* positiv auf Zivilisation und liberale Demokratie beziehen lässt. Amerikanische Kultur hat deshalb die Entwicklung der technischen Zivilisation zum Inhalt, während Deutschland von dem Gegensatz von Kultur und Zivilisation geprägt ist. Kultur als maßvoller, traditionsbewusster technologischer Fortschritt steht die Zivilisation als Inbegriff von liberalistischer Maßlosigkeit und Amerikanisierung der Welt, als Auslöschung jeder regionalen landschaftlichen und völkischen Eigenart gegenüber. In dem Maße, wie dem Naturschutz nach dem Zweiten Weltkrieg sein kulturell motivierter, funktionalistischer Gestaltungsbegriff verloren ging, der sich in ›kultivierten‹ Grenzen auf die Verwirklichung menschlicher Nutzungsinteressen bezog, blieb eine naturalistische und zivilisationskritische, letztlich ›menschenfeindliche‹ Problemperspektive übrig. Diese Perspektive hat die Tendenz, ›den Menschen‹ als ›Störfalk‹ zu interpretieren, der evolutionäre Fehler begeht, also sein Überleben aufs Spiel setzt, und aus

den Schutzgebieten ausgesperrt werden muss, um die Natur ›an sich‹ und d.h. ungestörte Regenerationspotenziale zu erhalten:

»Was haben wir aus der Wildnis gemacht? Aus Urwäldern Felder, Weiden und später Forste, in weiterer Folge Siedlungen, Städte. Doch – nichts bleibt wie es ist! – auch Städte verfallen, werden überwuchert vom rückkehrenden Wald, von der Wüste verschluckt. [...] Für manch einen mag es sogar tröstlich sein, daß auch unsere Kulturen nur einen kurzen Ausschnitt der Evolution darstellen, daß auch sie irgendwann wieder von der ›Wildnis‹ übernommen werden. – Vorausgesetzt, wir Menschen haben das Potential zur Regeneration übriggelassen und nicht durch radioaktive und gentechnische Verseuchung zu viele irreparable Schäden hinterlassen.« (Sziemer 1997, 137)

Wie sich die Natur nach atomaren Katastrophen entwickelt, kann man mittlerweile in Tschernobyl und Fukushima studieren. Besonders in Tschernobyl hat sich eine Wildnis entwickelt, an die man vor dem Gau nie gedacht hätte und die, abgesehen von der Verstrahlung, alle Träume des Naturschutzes erfüllt: Wölfe, Luchse, Hirsche, sogar – allerdings später ausgesetzte – Przewalskipferde<sup>67</sup> durchstreifen die neu entstandene Wildnis.

Da in Mitteleuropa kaum noch ursprüngliche Wildnis existiert, sie aber dennoch aus unterschiedlichen Gründen gewollt und gebraucht wird, erfreut sich das Konzept der Verwilderung großer Beliebtheit, um Kulturlandschaften in möglichst naturnahe Wildnisse zu überführen. Trommers Differenzierung zwischen urtümlicher Wildnis (*wilderness*) und Verwilderung (*wildness*) bietet daher im Hinblick auf die Entwicklung von Landschaften und Landschaftsbestandteilen bzw. von städtischen Freiräumen vernünftige und praktikable Unterscheidungskriterien an, mit deren Hilfe die zivilisationskritischen und naturalistischen Konsequenzen des Wildnisschutzes im deutschen Sprachraum vermieden werden können. Zum einen lässt sich die Verwilderung von Gebieten – wie oben gesehen – zivilisationskritisch und melancholisch als Wiedereroberung der Landschaft oder der Stadt durch die Natur verstehen. Zum anderen aber lassen sich Verwilderungsprozesse im Verein mit menschlichen Nutzungen interpretieren. Sie werden dann als Ausdruck einer flexiblen, anpassungsfähigen und immer wieder überraschenden Natur gedeutet, die sich als Nebeneffekt menschlicher Nutzungen einstellt. In dieser Hinsicht sind evolutionäre Produktivität und ›Mensch‹ kein Gegensatz (vgl. Reichholf 1996a, 1997), wobei dieses Verhältnis, gerade in der Stadt, keinesfalls immer nachhaltig sein muss. Dies trifft aber auch auf die traditionellen Ikonen des Naturschutzes, die

67 Diese galten lange als die letzten ursprünglichen Wildpferde, doch gibt es mittlerweile daran Zweifel. Demnach handelt es sich um Nachfahren ehemals domestizierter Pferde der Botai-Kultur (vgl. Gaunitz et al., 2018).

Hutewälder und die Heiden bzw. Trockenrasen, die Ergebnisse einer Aushagerung von Böden und Überweidung von Wäldern sind, zu.

Wilde Tiere in der Stadt, also nistende Wanderfalken auf dem Frankfurter Fernsehturm oder Turmfalken in einem ungenutzten Abluftschacht, wie sie Trommer erwähnt (vgl. Trommer 1997, 26–27), können dann als überraschender Ausdruck städtischer Umweltbedingungen gelesen werden. Überraschend kann das aber nur sein, wenn man die Stadt nach traditionellem Wahrnehmungsmuster als naturfeindlich einschätzt und daher solche Arten dort nicht erwartet. Wenn der städtischen Artenvielfalt eine andere Qualität zugesprochen wird als der ländlichen, diese Vielfalt also keine ›richtige‹ ist, dann liegt das entweder daran, dass sie wegen ihres hohen Anteils an fremden Arten nicht als heimisch aufgefasst wird. Oder aber sie wird als Verweis auf die Existenz einer wahren, vom Menschen unberührten Wildnis angesehen:

»Sind funkturbürtige Wanderfalken von anderer Qualität als felsbürtige? Prinzipiell betrachtet wohl kaum. Es ist weniger der Aspekt der Biodiversität als die Vision einer von der menschlichen Zivilisation getrennten freien Wildtierwelt, die diese Frage bejahen läßt. Die eigene Kleinheit vor den Felsen eines Bergmassivs oder in den Schluchten eines Canyons ist von anderer ästhetischer Qualität als die, die man in den auch eindrucksvollen Straßenschluchten New Yorks empfinden kann.« (Ebd., 27)

Es ist kaum einzusehen, weshalb ein Falke in der Stadt nicht ebenso frei sein soll wie in der Wildnis, wenn er dort Nahrung und Brutplätze findet. Tiere nutzen – das zeigt auch ihre Einwanderung in der Stadt – ihre notwendigen Ressourcen, wenn sie vorhanden und erreichbar sind. Allerdings muss man eingestehen, dass das Vorkommen von Wanderfalken sowohl in den Städten als auch in der Landschaft, wie auch die Erholung der Bestände anderer Greifvögel, ein unbestrittener Erfolg nicht nur des DDT-Verbots, sondern auch eines entschiedenen Naturschutzes sind, der über die Horste wacht. Der Wanderfalke verkörpert insofern eigentlich eine überwachte Natur, wird aber als Symbol für *erhabene* wilde und d.h. ursprüngliche Natur gelesen (»Höhe der Berge, Tiefe der Schluchten«), die den menschlichen Betrachter einer emotionalen Bewährungsprobe aussetzt. Wird diese Probe bestanden, stellt sich beim Subjekt ein Gefühl von Freiheit ein, für das dann der Falke als Bewohner dieser Natur steht, über der er majestätisch schwebt (oft aber ist er allerdings so schnell, dass man ihn kaum sieht). Es geht somit bei allen Formen der Wertschätzung wilder städtischer und auch sonstiger Natur um ein Sinnerlebnis, das jedoch unterschiedlich gedeutet wird: Die *konservativ-organisistische Deutung* schätzt die Wiedereroberung der Stadt und Zivilisation durch die Wildnis, hat aber ein gespaltenes Verhältnis zur städtischen Natur, weil sie – vor allem in Form fremder Arten – die moderne Zivilisation verkörpert. Die *liberal-aufklärerische Deutung* schätzt

zum einen die Flexibilität der Natur als Anpassungs- und Überlebenskämpferin und zum anderen die durch sie vermittelten Freiheitserfahrungen.

Sinnerfahrungen dieser Art gelten in modernen Gesellschaften als Privatsache, während der Naturschutz bemüht ist, sie zum Maßstab allgemeinen gesellschaftlichen Handelns zu erheben. Das ist, nachdem sich die ökologisch-naturwissenschaftliche Begründung der kulturellen Anliegen des Naturschutzes als unmöglich erwiesen hat, die Aufgabe der Umweltethik und Umweltpädagogik. Die kulturelle Bedeutung der Natur hat – wie wir vielfach gesehen haben – einen gewissen allgemeinen Nutzen, weil sie die erholungswirksamen Erfahrungen strukturiert. Erholung von den zweckrationalen Zwängen und Routinen des Alltags ist eine maßgebliche Begründung des Naturschutzes. In der Umweltpädagogik wird Erholung mit einem erzieherischen Auftrag verbunden. Das kann kontraproduktiv werden. Denn es ist deutlich geworden, dass eine übertriebene Pädagogisierung und Lenkung des Naturerlebens gerade das Gefühl der Freiheit und Entlastung von Alltagszwängen im Einzelnen empfindlich stört. In diesem Kontext erweist sich Hans-Joachim Schemels Vorschlag der Einrichtung von so genannten Naturerfahrungsräumen als vernünftig. Schemel spricht das Dilemma an, dass Naturschutzgebiete, Nationalparke und andere naturnahe Räume eine besondere Anziehungskraft auf Besucher hätten, weil sie ein Erlebnis von ursprünglicher Natur versprechen würden. Gleichzeitig seien in diesen Gebieten Erholung und Naturerfahrung nur in sehr stark reglementierten Formen möglich (vgl. Schemel 1997a, 141; vgl. auch ausführlich Schemel 1997b). Die Situation sei in dreierlei Hinsicht unbefriedigend: Wer sich erstens in abwechslungsreicher Landschaft erholen wolle, sei auf die genannten Schutzgebiete angewiesen, wo er sich aber Reglementierungen unterwerfen müsse. Zweitens erreiche eine Belehrung über die »Natur hinter unsichtbaren Zäunen« bestenfalls kognitive Aufmerksamkeit, jedoch kaum gefühlsmäßige. Drittens würde man sich, wenn man in Naturschutzgebieten stets mit Erfahrungen von Einschränkungen und Reglementierungen konfrontiert sei, kaum für den weiteren Schutz von Flächen begeistern. Man würde also eher die Akzeptanz für Naturschutzmaßnahmen verweigern, sodass den Naturschützern potenzielle Verbündete verloren gingen (vgl. Schemel 1997a, 142).

Mit der Bezeichnung Naturerfahrungsraum solle demgegenüber ausgedrückt werden,

»daß mit dieser Flächenkategorie den Menschen die Gelegenheit gegeben werden soll, Erfahrungen in und mit der Natur zu machen. Dahinter steht das Ziel, das Erleben von naturnaher Landschaft wieder stärker in die Alltagserfahrung einzubeziehen: eine Reaktion auf die seit längerem deutlich erkennbare Tendenz zunehmender Naturentfremdung des Menschen in unserer von Technik dominierten Zivilisation. Die früher noch selbstverständlichen Spielgelegenheiten auf na-

turnahen Flächen (auf Brachen oder in ›Baulücken‹) sind heute gestalteten Grünanlagen und Spielplätzen gewichen.« (Ebd.)

Schemel fährt fort:

»Die meisten heute über 40 Jahre alten Menschen erinnern sich an eine Kindheit, in der sie in naturnaher Umgebung (auf Brachflächen, wild bewachsenen Baulücken oder gar Ruinen, Waldbereichen mit undurchdringlichem Unterwuchs, ungeordneten und unbegradigten Abgrabungen bzw. Bächen und Gräben) gespielt, getobt, sich versteckt, gebaut, gegraben, Tiere beobachtet haben. Sie waren dabei unbeaufsichtigt, und die ›wilde Natur‹ war voller Überraschungen. Geräte und sonstige technische Freizeitangebote spielten keine Rolle.« (Ebd., 146)

Das heißt zwar zunächst, dass Kinder keinesfalls spielen, um ›Naturerfahrung‹ zu machen, diese ergibt sich eher nebenbei, sondern um sich auszutoben und ihre eigene Persönlichkeit auszuprobieren und zu entwickeln. Doch erzählen Naturschützer immer wieder, dass sie dadurch auch eine Beziehung zur Natur aufgebaut hätten, die sie später zu ihrem Engagement motiviert habe. Diese *beiläufige* Naturerfahrung ist nach Schemel die normale. Er fordert daher, dass auch Erwachsene die Möglichkeit haben müssten, unreglementiert mit Natur in Kontakt kommen zu können. Da es nicht primär um die kognitive Verarbeitung von Informationen aus der Umweltbildung gehe, fordert Schemel die Einrichtung von Erholungsräumen im Sinne einer ›Gebrauchslandschaft‹ (ebd., 141; Hervorheb. d. Verf.).

Diese Gebrauchslandschaft ist laut Schemel grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, dass es sich um verwildernde, naturnahe Gebiete, letztlich – vor allem in der Stadt – um Brachen handelt, die einen Eindruck ›unmittelbarer‹ und aneignungsfähiger Natur vermitteln. Der so praktizierte Naturschutz würde wegen des Zulassens von Sukzession als eine Art Prozessschutz verstanden werden können – wobei sich dieser aber signifikant von der Prozessschutzkonzeption Scherzingers unterscheidet. Es geht primär nicht darum, dass ›die Natur‹ ihr regional typisches Wesen entfaltet, also um eine teleologische Konzeption. In den Naturerfahrungsräumen soll gerade keine solche Vorgabe gemacht werden, sondern die *Aneignungsfähigkeit* der in Ruhe gelassenen Natur im Vordergrund stehen. Als Aneignungstätigkeiten werden vor allem grundsätzlich freies Gehen (Entstehung von Trampelpfaden), Spiele im Gebüsch, am Boden, auf den Bäumen (Graben von Höhlen, Abbrechen von Ästen, Aufstau und Umleitung von Gewässern) genannt, also lauter Tätigkeiten, die in traditionellen Schutzgebieten als schwerwiegende Störungen und Vandalismus betrachtet würden (vgl. ebd., 142–144). Daher darf auch nach Schemel der Arten- und Biotopschutz herkömmlicher Prägung in diesen Räumen keine Rolle spielen: »Es darf jedoch nicht passieren, daß ein Gebiet, das sich wegen seiner Ausweisung und Gestaltung als Naturerfahrungsraum zum

ökologisch hochwertigen Biotop entwickelt hat, nachträglich unter Schutz gestellt wird.« (Ebd., 144) Dennoch besteht – zumindest hypothetisch – die Möglichkeit, dass trotz erheblicher Eingriffe durch den Gebrauch – obwohl das nicht intendiert ist – als Nebeneffekt ›wertvolle‹ Natur entsteht. Denn es ist gerade ein Charakteristikum der spontan aufkommenden »Natur der vierten Art« (Kowarik), dass sie robust und störungsangepasst ist. Die heutigen Berliner Parks auf dem Gleisdreieck oder auf dem Schöneberger Südgelände sind so nach dem Mauerbau verwildert und wurden jahrzehntelang als informelle Grünflächen genutzt. Dies tat ihrer Faszination für Stadtökologen keinen Abbruch und führte dazu, dass man sich durch die Integration von Ruderalflächen in die Parkkonzeptionen um die Erhaltung der typischen urbanen Vegetation bemühte.

Auf einen Theorieansatz, der die Spontanatur in die Freiraumplanung integriert und sich aber von einem liberalen Naturschutz unterscheidet, wird im Folgenden mit der Behandlung der Kasseler Schule noch eingegangen. Dieser Ansatz thematisiert zunächst aber nicht die Bedeutung wertvoller Natur, sondern die Rolle von *Aneignungshandlungen* im lebensweltlichen Gebrauch. Aneignung ist dabei nicht völlig gleichzusetzen mit dem Begriff des Nutzens aus dem liberalen Modell, aber dennoch gibt es von den praktischen Auswirkungen her Gemeinsamkeiten: In beiden Fällen ist vielfältige Natur ein Nebeneffekt. Zudem wird sich auch hier zeigen, dass die verwildernde Natur der städtischen Brache Symbol der inneren Produktivität des Subjekts ist, weil ein Korrespondenzverhältnis zwischen *Spontanatur* und *Spontanität des Individuums* festgestellt wird, ein Motiv, das schon mit der Berufung des frühen Heimatschutzes auf Schiller angeklungen ist.<sup>68</sup> Die Verbindung von Aneignungstätigkeiten und sinnhafter Natur würde bedeuten, dass zumindest in diesem Bereich der städtischen Freiraumnutzung das Ideal eines integrierten Naturschutzes erreicht wäre. Damit wären prioritär nicht die Natur, sondern die Möglichkeiten von derartigen Erholungs- und Spielformen zu fördern.

Gerhard Hard führt den Ansatz der Kasseler Schule in seiner Kritik am derzeit praktizierten Naturschutz immer wieder als einzig überzeugendes Beispiel für eine gangbare Alternative an (vgl. Menting und Hard 2001; vgl. ausführlich Hard 1998). Die hier geforderte *Gebrauchsfähigkeit* von Räumen führt dazu, dass Natur Auslöser und Objekt menschlicher Handlungen in den Freiräumen ist. Die Aktivitäten sind dann produktiv und schöpferisch, d.h. sinnvolle *Aneignungen*, wenn sie zum einen die Bedürfnisse der jeweiligen Menschen befriedigen und zum anderen die entstehende Naturvielfalt tolerieren und mit den Nutzungen mitlaufen lassen, d.h. nicht durch z.B. übertriebene Pflege der Freiräume zerstören. Die Natur soll somit nicht beherrscht, sondern ihr soll durchaus ihr ›Recht‹ gelassen werden. Das bettet das Konzept der Aneignung in die Tradition der *cultura* ein und stellt die Differenz zum liberalen Begriff des Nutzens her. Daher interpretiert Werner Nohl als Theoretiker

---

68 Vgl. Kap. 2.1.2.

der Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung Hannoveraner Prägung verwilderte Stadtbrachen euphorisch als Symbol eines zeitgemäßen Arkadiens, als Anzeichen einer künftigen herrschaftsfreien Gesellschaft in friedlichem Einklang mit der Natur (vgl. Körner 2001b, Kap. 5.3.7). Jenseits derartiger Idealisierungen ist für die Kasseler Schule die Spontanatur die wilde *und* gebrauchsfähige, d.h. robuste Natur der Stadt.

Sollen in der Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung menschliche Bedürfnisse sozialempririsch bestimmt werden, um durch wissenschaftliche Analyse im Rahmen des Paradigmas rationaler Planung zu objektiven und transparenten Entscheidungen zu gelangen, wird – um es hier knapp zu charakterisieren – eine derartige Verwissenschaftlichung in der Kasseler Schule zugunsten einer erfahrungsgeliteten (Langzeit-)Beobachtung und kundigen Interpretation der materiellen Spuren alltäglicher Aneignungstätigkeiten im Freiraum abgelehnt. Diese Vorgehensweise wird als *Spurenlesen* bezeichnet und richtet sich insbesondere auch auf die Vegetation als Ausdruck des Standortpotenzials sowie aktueller und historischer Nutzungen (vgl. dazu Hard 1995; Körner 1997). Die Verwissenschaftlichung von Planung, auch deren Versozialwissenschaftlichung, wird dagegen als ein abstraktes Abheben von den Realitäten und Notwendigkeiten der konkreten Lebenswelt und als eine Form von Herrschaft angesehen. »Interessante«, d.h. individuelle Natur ergibt sich dann aus alltäglichen Aneignungen, die man »verstehen« und fördern muss, während dieser Auffassung nach der herkömmliche Naturschutz insbesondere in der Stadt mit seiner Reservatsmentalität und Nutzungsverbieten die Menschen unnötig aus den Flächen aussperrt.

Aus dieser Herrschaftskritik resultiert eine Frontstellung gegenüber den staatlichen Institutionen, speziell gegenüber den Gartenämtern und Naturschutzbehörden, die mit einem etwas naiven Glauben an die Selbstregelungskraft der konkreten Lebenswelt einhergeht (vgl. Hard 1993). Doch ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Anerkennung lebensweltlicher Handlungsinteressen und Bedürfnisse von Nutzern mit dem Ideal eines integrierten Naturschutzes und unreglementierter Naturerfahrung konvergiert. Gemeinsam ist dem Ansatz von Schemel und der Kasseler Schule, dass mehr Verwilderungsprozesse zulassen werden sollen, was aber zunächst bedeutet, mehr Aneignung zu ermöglichen (vgl. auch Jedicke 1998; Schemel 1997a; 1997b).<sup>69</sup> Das ist Grund genug, die Kasseler Schule und auch ihre Kritik am Naturschutz vorzustellen und nach Gemeinsamkeiten zwischen den unterschiedlichen Ansätzen zu suchen.<sup>70</sup> Eine Relativierung des emphatischen Gehalts des Begriffs der Aneignung führt dazu, dass in einem weiter gefassten Naturschutz primär sinnvolle Nutzungen organisiert werden müssen, die nach *praktischen* Gesichtspunkten zu bewerten sind, wobei die dadurch entstehende Artenvielfalt quasi

69 Siehe zur Kritik an der Musealisierung des Naturschutzes auch Konold (1997).

70 Vgl. Kap. 5.2.

ein Nebeneffekt ist. Denn die Natur wird sich dann den Nutzungen anpassen und mit Sicherheit typische Konstellationen ausbilden, die Biotopcharakter annehmen können.

Für einen derartigen *beiläufigen* Naturschutz plädierte schon Leopold, er lädt ihn aber in der für ihn typischen Art und Weise mit einer emphatischen Religiosität auf:

»Every July I watch eagerly a certain country graveyard that I pass in driving to and from my farm. It is time for a prairie birthday, and in one corner of this graveyard lives a surviving celebrant of that once important event. It is an ordinary graveyard [...]. It is extraordinary only in being triangular instead of square, and in harboring, within the sharp angle of its fence, a pin-point remnant of the native prairie on which the graveyard was established in the 1840's. Heretofore unreachable by scythe or mower, this yard-square relic of original Wisconsin gives birth, each July, to a man-high stalk of compass plant or cutleaf Silphium, sprangled with saucer-sized yellow blooms resembling sunflowers. [...] When I passed the graveyard again on 3 August, the fence had been removed by a road crew and the Silphium cut. [...] With it will die the prairie epoch. [...] If I were to tell a preacher of the adjoining church that the road crew has been burning history books in his cemetery, under the guise of mowing weeds, he would be amazed and uncomprehending. How could a weed be a book?« (Leopold 1987, 45–46)

Die Pflanze ist also, weil sie typisch für die ursprüngliche Prärie ist, ein bedeutsames historisches ›Denkmal‹. Und Leopold fährt fort: »There are idle spots on every farm, and every highway is bordered by an idle strip as long as it is; keep cow, plow, and mower out of these idle spots, and the full native flora, plus dozens of interesting stowaways from foreign parts, could be part of the normal environment of every citizen.« (Ebd., 48)

Ein derartig beiläufiger Naturschutz besteht also zum einen darin, ungenutzte Ecken, die sonst nicht stören, vor ihrer unbedachten Zerstörung, etwa aufgrund gewisser Vorstellungen von Ordnung, zu schützen. Dabei fällt auf, dass Leopold bereit ist, nicht-heimische Arten, also Einwanderer zu akzeptieren. Das passt thematisch zum Ideal der Pioniergesellschaft, die sich auf Immigranten verschiedener Herkunft gründet. Neophyten sind die Pioniere der Pflanzenwelt, die in fremde Räume aufgebrochen sind und sich dort erfolgreich etabliert haben. Der Naturschutz hätte dann die Aufgabe, die Besonderheit derartiger, in der Alltagswahrnehmung trivialer Flächen für andere lesbar zu machen, d.h. ohne viel aufgesetzte Ökopädagogik die Natur- und Kulturgeschichte eines solchen Fleckens anhand seines Pflanzenbestandes zu rekonstruieren. Ein Beispiel, wie ›wertvolle‹ Natur durch gärtnerische Tätigkeit und auch durch aus praktischen Gründen unterlassene Arbeit entsteht, wie die Geschichte eines Raumes weitergeschrieben wird, weil aktuelle Nutzungen und einwandernde Natur miteinander einhergehen

können und einen konservierenden Naturschutz in Frage stellen, bieten Karlsruher Kleingärten.

#### 4.2.6 Die Mauereidechse und der Naturschutz: Ein Beispiel für den verwalteten Arten- und Biotopschutz

Anke Henz berichtet über den Schutz von Mauereidechsen in Karlsruhe (vgl. Henz 2014). Sie illustriert nicht nur noch einmal die eingangs dargelegte Kritik von Reichholf am amtlichen Naturschutz, sondern auch, was an fremden Arten vom Naturschutz geschätzt wird, obwohl man ihnen gegenüber normalerweise sehr reserviert eingestellt ist.<sup>71</sup> Die Mauereidechse gilt als mediterrane Art und ist in Deutschland als einem Randareal sehr selten. Bedingt durch den Klimawandel ändert sich das jedoch gerade. Da sie als besondere Art angesehen wird, die sich ›friedlich einnisch‹, ist sie kein bekämpfenswerter Invasor, sondern eine ›produktive Bereicherung‹ und genießt unbedingten Schutz. In Karlsruhe wandert sie über eine Eisenbahnbrücke aus der Pfalz ein, wo Mauereidechsen schon lange in den Weinbergterrassen leben. Die Schotteranlagen der Bahn bieten für die Echsen nicht nur ideale Lebensbedingungen, sondern zugleich einen Verbreitungskorridor. Zum Problem wurden sie aber, als bei Bauarbeiten für ein Opernhaus Pflasterflächen aufgebrochen und in Haufen gelagert wurden. Diese Haufen wurden durch die Mauereidechsen besiedelt. Da das Töten der Echsen ein Straftatbestand ist, mussten sie, als man die Haufen wiederaufnehmen wollte, in einer vorgezogenen Ausgleichsmaßnahme umgesiedelt werden. Man baute in einem Park sichelförmige Steinlinsen in einer Wiese. Was zuvor ungeplant entstand, nämlich Haufen aus Pflastersteinen, war nun detailliert technisch geregelt: Für diese Linsen wurden Gruben mit neun und zwölf Metern in einer Tiefe von 80 cm ausgehoben, am Boden mit Sand als Dränageschicht versehen und die Kanten der Gruben mit zwei Reihen von Pflastersteinen gefasst. Dann wurden die Gruben locker mit Pflastersteinen aufgefüllt und die Eidechsen gefangen und umgesiedelt. Damit sie nicht zu den alten Haufen zurückkehren, wurde ein Bauzaun weiträumig aufgestellt, an dessen Fuß Amphibienzaunfolie befestigt wurde. Dennoch fanden sich die Eidechsen wieder am alten Ort ein, wo weitere attraktive Pflasterhaufen mit lockerem Sand und Spontanvegetation entstanden waren. Die Eidechsen vermehrten sich in der Folge prächtig. Um sie wieder umzusiedeln, mussten sie vergrämt werden, indem die Haufen mit schwarzer Folie abgedeckt und Ausgleichslebensräume geschaffen wurden, wie eine mit Steinen gefüllte Gabionenanlage (vgl. ebd., 39–42).

Als eidechsenreichster Lebensraum stellte sich im Weiteren eine Kleingartenanlage mit Anschluss an den Bahndamm in unmittelbarer Nähe des Otto-Dullenkopf-Parkes heraus. Für sie und ein Gewerbegebiet sollte ein Bebauungsplan auf-

71 Vgl. Kap. 1.4.1; 3.1.

gestellt werden. Auf Basis einer Schätzung der vorhandenen Individuenzahl wurde eine Ausgleichsfläche von 5,2 Hektar im örtlichen Zusammenhang, also im Park, gefordert. Dieser hat eine Fläche von 7,5 Hektar. Da auch Erholungsflächen nach Naturschutzrecht geschützt und Eingriffe auszugleichen sind, wäre ein Handlungsbedarf entstanden, den man räumlich hätte nicht mehr decken können. Man versuchte daher einerseits die Ausgleichsmaßnahmen zu optimieren, indem Gabionen gebaut wurden, andererseits aber wurde bei anderen Baumaßnahmen durch Ein-saat einer möglichst sterilen Grasmischung versucht zu verhindern, dass sich Mauereidechsen etablieren: »Den flexiblen Tieren wird wegen des starren Artenschutzes eine Möglichkeit genommen, ein Habitat vorübergehend in Besitz zu nehmen.« (Ebd., 42) Man kann es auch anders sagen: Wegen der juristischen Situation wird ein Biotop verschlechtert, statt verbessert. Auf der anderen Seite weiß man aber nicht, wie man den errechneten Ausgleichsbedarf decken soll. Obwohl die Gabionen vom Naturschutz als ungeeignet eingestuft wurden, wurden sie erfolgreich besiedelt, denn letztlich kommen sie einer Trockenmauer nahe, deren Steine man durch die Drahtkörbe vor Diebstahl schützen wollte. Sie entsprechen somit also zwar ästhetisch nicht ganz der Idealvorstellung einer Trockenmauer, wohl aber funktional (vgl. ebd.).

Die Erfahrungen aus Karlsruhe zeigen, dass viele räumliche Strukturen in der Stadt geschaffen wurden, die nicht für die Eidechsen gedacht waren, dennoch aber von ihnen genutzt werden können, wie »neue geschotterte Straßenbahnstrecken oder eine Abstellanlage für Stadtbahnen, Parks mit steinernen Elementen wie Sitzmauern oder -bänken und Fundamenten« (ebd., 43). Vor allem aber erwies sich unerwarteterweise jene Kleingartenanlage der Eisenbahnlandwirtschaft mit nicht genormten Hütten, vielerlei Materialhaufen, Wegen mit Krautsäumen und offenem Boden für die Eiablage, jedoch ohne Trockenmauern und Lesesteinhaufen als das Gebiet mit der größten Eidechsendichte.

»Die Gärten selbst unterscheiden sich stark im Pflegezustand und Nutzungsintensität, bieten in ihrer Gesamtheit aber ein gutes Jagdrevier für die Insektenfresser und auch genug offenen, grabbaren Boden für die Eiablage. Während der winterlichen Ruhezeit der Eidechsen und der Zeit der Entwicklung der Jungtiere in ihren Eiern im Boden sind auf Flächen mit Eidechsenvorkommen eigentlich der Eingriff in den Boden und der Abtrag von Haufen verboten, um keine Tiere zu töten. Die Kleingärtner jedoch graben, hacken, jäten und bauen das ganze Jahr ohne Rücksicht auf den Lebenszyklus der Eidechsen und ohne der Population zu schaden. Sondern im Gegenteil, die Gärtner betreiben Biotoppflege, indem sie einerseits den Boden stellenweise offenhalten und andererseits durch Rückschnitt verhindern, dass alles zuwächst. Kleingärtner und Mauereidechsen leben in friedlicher Koexistenz.« (Ebd., 42)

Man sieht also zum einen, dass die Arten häufig flexibler sind, als ihnen der Naturschutz zutraut. Daher können sie sich oft gut Nutzungen anpassen, auch wenn sich diese gar nicht um Artenschutz kümmern. Zum anderen wurde in Kap. 3.2 ausgeführt, dass der Arten- und Biotopschutz mit seiner Wertschätzung regionaler Eigenart und Vielfalt zwar erheblich durch kulturell-sinnbehaftete Idealbilder von typischen Biotopen bestimmt ist, wie im Fall der Mauereidechse von dem der Weinberg trockenmauer, was offensichtlich dazu führt, dass *physiognomisch* nicht so ideal aussehende Biotope, wie Gabionen, als ungeeignet beurteilt werden. Obwohl ferner das Typische das tragende Argument sein soll und nicht die bloße abstrakte Optimierung von *Artenzahlen*, kommt es bei einer als wertvoll anerkannten Art durchaus auf die Maximierung der *Individuenzahlen* und damit auf möglichst effiziente Ersatzbiotope an, die ohne Rücksicht auf die gestalterische Qualität und die Nutzungsqualität des Parks angelegt werden. Denn die Lesesteinhäufen werden nicht einfach dort in den Park integriert, wo sie in steinig Landschaften typisch wären, nämlich aus praktischen Gründen an den Rändern von Nutzflächen, sondern es werden künstliche Steinlinsen gebaut, die, weil sie der Hauptzweck sind, mitten in krautreichen Wiesen liegen. Derartige Installationen sieht man als Ausgleichsflächen auch in der Landschaft häufiger, oft werden sie noch mit Totholz angereichert. Obwohl also Steinanlagen (Mauern, Lesewälle und -haufen) eine bestimmte ästhetisch vermittelte Eigenart haben, wozu auch ihre traditionelle Lage gehört, wird jetzt demonstriert, dass das neue Biotop ohne Rücksicht auf Nutzungen konzipiert ist, denn es ist ja Hauptsache. Der Artenschutz wird auf eine rein populationsbiologische Perspektive verengt, sodass die Idee, flexibel mit den Nutzungen ein System von mitunter auch temporären Lebensräumen zu entwerfen, das gleichzeitig in landschaftsarchitektonischem Sinne gestalterisch befriedigend ist, als abwegig erscheint bzw. aufgrund der gesetzlichen Lage gar nicht erst bedacht werden kann.

Angesichts eines derartig bürokratischen Naturschutzes, der bis ins letzte Detail die Natur verwaltet und dabei in Widerspruch zu ihrer Flexibilität und auch zu seinen eigenen, jedoch vergessenen Traditionen (Naturschutz im weiteren Sinne) gerät, ist es erstens nicht verwunderlich, dass die Idee der Wildnis als eine Idee befreiter Natur aufkommt. Jedoch muss auch hier bedacht werden, dass, wie wir gesehen haben, nicht zweifelsfrei definiert werden kann, was Naturnähe ist, sodass der Schutz von Wildnis, sei es als vermeintliche Urwildnis, sei es als verwilderte Natur in genutzten Räumen, überwiegend eine kulturelle Aufgabe ist (vgl. Jessel 1997, 15). Jedoch ist diese Erkenntnis im naturschützerischen Mainstream bislang ohne nennenswerte Folgen geblieben, denn er bleibt zu sehr seiner naturalistischen Perspektive verhaftet. Zweitens ist es nur folgerichtig, dass die Vorstellung eines in menschliche Nutzungen integrierten, beiläufigen, allerdings nicht so benannten Naturschutzes im Rahmen sinnvoller Freiraumplanung formuliert wurde. Nicht unerwähnt soll aber drittens bleiben, dass sich nun auch der amtliche Naturschutz

unter dem Schlagwort ›Natur auf Zeit‹ Unternehmen zuwendet, um sie zu ermuntern, Flächenreserven, also letztlich Brachen, temporär naturnah zu gestalten oder Sukzessionsprozesse zuzulassen, und um ihnen die rechtliche Sicherheit zu geben, dass sie im Bedarfsfall auf diese Flächen zugreifen können, auch wenn diese dann eventuell wertvolle Biotope aufweisen (vgl. Bundesamt für Naturschutz 2021).